

Henning Mankell, 1948 in Stockholm geboren. Dramatiker, Regisseur, Schriftsteller. Schreibt Theaterstücke und Romane für Kinder und Erwachsene. Wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u.a. mit dem Nils-Holgersson-Preis und dem Deutschen Jugendliteraturpreis. Lebt und arbeitet den Großteil des Jahres in Mosambik, einem der ärmsten Länder der Erde, wo er mithilft ein nationales Theater aufzubauen. Dort hat er auch Sofia kennen gelernt, deren Geschichte er in diesem Buch erzählt.

Henning Mankell

Das Geheimnis des Feuers

Zur Erinnerung an Maria Alface.

**Ein afrikanisches Mädchen,
das sterben musste, als es noch sehr jung war.**

Das Buch handelt von ihrer Schwester Sofia.

Die überlebt hat.

Nach den Regeln der neuen Rechtschreibung gesetzt

© Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg 1997 Alle Rechte für die deutschsprachige Ausgabe vorbehalten

© Henning Mankell 1995

Die schwedische Originalausgabe erschien bei Raben & Sjögren Bokförlag, Stockholm unter dem Titel »Eldens hemlighet«

Deutsch von Angelika Kutsch

Einige Worte, bevor du dieses Buch liest...

Es gibt Wörter in unserer Sprache, die sehr viel ausdrücken.

Unbezwinglich ist so ein Wort.

Wenn man es laut vor sich hin spricht, hört man, was es bedeutet.

Dass man nicht auf sich herumtrampeln lässt. Dass man nicht aufgibt.

Dieses Buch handelt von einem unbezwinglichen Menschen, von dem Mädchen mit Namen Sofia. Es gibt sie in Wirklichkeit und sie ist zwölf Jahre alt. Sie lebt in einem der ärmsten Länder der Welt, in Mosambik, das tief in Afrika an der Ostküste liegt.

Mosambik war einmal ein reiches Land. Aber es ist arm geworden, weil dort seit fast zwanzig Jahren ein Krieg tobt. Bis 1975 ist Mosambik eine portugiesische Kolonie gewesen. Als das Land selbständig wurde und seinen eigenen Weg gehen wollte, versuchten viele das zu verhindern. Nicht zuletzt die Portugiesen, denen es gut ging und die ihre alte Macht schwinden sahen. Viele von ihnen zogen nach Südafrika. Auch die Rassisten in Südafrika sahen nicht untätig zu, was im Nachbarland Mosambik geschah. Sie gaben den unzufriedenen und armen Mosambikanern Geld und Waffen und ermunterten sie, einen Bürgerkrieg zu beginnen. Und wie in allen Kriegen traf es das Volk am schlimmsten. Viele Menschen starben, viele flohen. Sofia war eine von ihnen. Aber sie hat überlebt. Dieses Buch handelt von ihr und was ihr geschah. Von etwas, das ihr ganzes Leben verändert hat.

Henning Mankell

Dies ist meine Geschichte,
und ich will, dass sie in
eurer Erinnerung weiterlebt.

Das afrikanische Herz
ist wie die Sonne,
groß und rot,
ein Stück Seide, blutrot gefärbt.

Die afrikanische Dämmerung tanzt.
Aus der aufsteigenden Sonne
wachsen die ersten Laute,
zuerst flüsternd, murmelnd
und schließlich immer stärker.

Aber noch ist es Nacht.
Und Sofia träumt...

1.

Sofia läuft durch die Nacht.

Es ist dunkel und Sofia hat große Angst.

Sie weiß nicht, warum sie läuft, warum sie Angst hat oder wohin sie unterwegs ist.

Aber hinter ihr ist etwas, tief verborgen in der Dunkelheit, etwas, das ihr Angst macht. Sie weiß, dass sie schneller werden muss, schneller laufen muss, das, was da hinter ihr ist und das sie nicht sehen kann, kommt näher und näher. Sie hat große Angst und ist sehr allein und sie kann nichts tun als laufen.

Sie läuft einen Pfad entlang, der sich durch Gebüsch und Dornestrüpp schlängelt. Den Pfad kann sie nicht sehen, aber sie kennt ihn auswendig, ihre Füße wissen, wo der Pfad abbiegt und wo er gerade ist. Diesen Pfad geht sie jeden Morgen mit ihrer Schwester Maria, hinaus zu dem kleinen Acker, auf dem sie Mais, Salat und Zwiebeln anbauen. Jeden Morgen in der Dämmerung geht sie dorthin, und jeden Abend, kurz bevor die Sonne untergeht, kehrt sie zurück, zusammen mit Maria, und dann ist auch ihre Mama Lydia dabei; sie kehren zurück in ihre kleine Hütte, in der sie wohnen.

Aber warum läuft sie jetzt dort, es ist doch Nacht und dunkel? Was jagt sie in der Dunkelheit, ein Untier, das nicht einmal Augen hat? Sie kann seinen Atem im Nacken spüren und sie versucht noch schneller zu laufen. Aber sie kann nicht. Sie denkt, sie muss sich verstecken, vom Pfad abweichen und sich zusammenkauern und sich klein machen im Gebüsch. Sie setzt zum Sprung an, so wie sie die Antilopen hat springen sehen, und sie verlässt den Boden.

Und in dem Augenblick weiß sie es. Genau das wollte das Untier in der Dunkelheit, das sollte sie tun.

Den Pfad verlassen. Das Gefährlichste, was sie tun konnte.

Jeden Morgen hat Mama Lydia gesagt: »Verlasst niemals den Pfad. Keinen Meter. Nehmt niemals Abkürzungen. Verspricht mir das.«

Sie weiß, dass Gefahren in der Erde lauern. Bewaffnete Soldaten, die niemand sehen kann. Vergraben in der Erde, unsichtbar. Die dort warten, dass ein Fuß auf sie tritt. Verzweifelt versucht sie in der Luft zu verharren. Sie weiß, dass sie ihre Füße nicht auf den Boden setzen darf. Aber sie kann nicht in der Luft bleiben, sie hat keine Flügel wie die Vögel und sie wird heruntergezogen zur Erde und schon berühren ihre Fußsohlen den trockenen Boden.

Da wird sie wach.

Sie ist schweißnass, ihr Herz hämmert und im ersten Augenblick weiß sie nicht, wo sie ist. Doch dann hört sie die Atemzüge ihrer schlafenden Geschwister und ihrer Mama. Sie liegen dicht nebeneinander auf dem Fußboden der kleinen Hütte. Vorsichtig streckt sie die Hand aus und tastet über Mamas Rücken. Die bewegt sich ohne wach zu werden. Sofia liegt mit offenen Augen in der Stille und der Dunkelheit. Mama Lydias Atemzüge sind leicht und unregelmäßig, als ob sie schon wach wäre und die Grütze vorbereitete, die sie morgens essen. Links von ihr liegen Alfredo und Faustino.

Sofia denkt daran, dass bald noch jemand auf dem Boden der Hütte schlafen wird. Mama Lydia wird bald ein Kind gebären. Sofia hat sie schon so viele Male dick werden sehen. Sie weiß, dass es nur noch wenige Tage dauert. Sie denkt an den Traum. Jetzt, da sie wach ist, ist sie gleichzeitig erleichtert und froh, aber auch traurig. Sie denkt daran, wovon der Traum handelt. An das, was an jenem Morgen vor einem Jahr geschah. Sie denkt an Maria, deren Atemzüge sie nicht mehr in der Dunkelheit hört.

Maria, die fort ist.

Sofia liegt lange wach in der Dunkelheit. Irgendwo da draußen ruft eine Eule, eine vorsichtige Ratte raschelt draußen vor der Strohwand der Hütte. Sie denkt an das, was an jenem Morgen geschah, als alles wie immer war und sie und Maria auf dem Weg zum Acker draußen vor dem Dorf waren, um Lydia beim Unkrautjäten zu helfen. Und sie denkt an alles, was vorher geschah.

2.

Es war die alte Muazena, die Sofia und Maria vom Geheimnis des Feuers erzählt hat.

Jede Flamme hat ihr Geheimnis. Wenn man im richtigen Abstand von den Flammen sitzt, kann man tief hineinsehen und erfahren, was im Leben geschehen wird, in der Zukunft, während all der Tage, die ungenutzt vor jedem Menschen liegen. Muazena zeigte mit ihrer alten, runzligen und zitternden Hand zu einem Acker, auf dem verschiedene Pflanzen in Reihen standen. »So sieht das Leben aus«, sagte Muazena. »Jeder Tag ist eine Pflanze, die ihr pflegen und gießen müsst, von Unkraut befreien und einmal ernten werdet. Jede Pflanze ist ein Tag in eurem Leben, den ihr noch nicht gelebt habt.«

Im Feuer leben auch alle Erinnerungen. Auch das hatte die alte Muazena Sofia und Maria erzählt, als sie noch klein waren. Indem man ins Feuer schaut, kann man Erinnerungen hervorlocken, von denen man meint, man habe sie für allezeit vergessen.

Sofia dachte oft an Muazena. Aber Muazena war nicht mehr da. Genauso wenig wie Maria. Wenn Sofia an Muazena dachte, dachte sie an die Zeit, als sie noch nicht auf der Flucht sein mussten. Das war vor der langen Reise, ehe sie sich hier am Fluss niedergelassen hatten. Das war die gute Zeit gewesen, als sie kaum wusste, was Schmerz war. Oder Trauer. Oder Hunger. Oder das Schlimmste von allem: Einsamkeit.

Damals hatten sie gelebt, wo sie immer gelebt hatten. Am besten konnte Sofia sich an das Dorf erinnern. Dort waren alle Hütten rund und hatten kunstvoll geflochtene Dächer aus Palmblättern. Dort war sie geboren worden, genau wie Maria und Alfredo. Und ihr Vater Hapakatanda hatte sie hoch in den Himmel hinaufgehoben und sie die Sonne begrüßen lassen. Sie hatte festgebunden auf dem Rücken ihrer Mutter gesessen, Lydia, die damals die schönste und stärkste Frau des ganzen Dorfes war. Sofia hatte auf ihrem Rücken gesessen, während Lydia vorgebeugt in der trockenen Erde hackte. Wenn sie an diese Zeit dachte, hörte sie immer Musik in ihrem Innern. Die Trommeln und die eintönige Melodie einer *Timbila* (Ein afrikanisches Instrument aus Holz.). In ihrem Körper verwahrte Sofia immer noch das Echo der schaukelnden Bewegungen, wenn ihre Mutter mit den anderen Frauen tanzte. Sie konnte sich nicht erinnern, damals je hungrig gewesen zu sein. Oder ängstlich. Das war die glückliche Zeit gewesen. Auch davon hatte Muazena erzählt. Sie hatte vom Paradies erzählt. Und sie hatte gesagt, das Glück sei nur dort, wo wir einmal gewesen sind, nachdem wir es verloren haben.

Dann war das geschehen, was sie bis jetzt versucht hatte zu vergessen. Aber die Erinnerung war wie eine Narbe in der Haut, die niemals verschwindet.

Es war Nacht.

Kein Mond, keine Sterne.

Plötzlich explodierte ihr ganzes Leben. Ein scharfer weißer Schein füllte die Hütte, dann kam eine Serie starker Explosionen. In ihrer Erinnerung, jener Erinnerung, die sie am liebsten von allem in ihrem Leben vergessen wollte, sah sie verzerrte Menschengesichter im grellen Feuerschein. Es waren Menschen, aber sie glichen Monstern, und Sofia hatte sofort begriffen, dass sie gekommen waren, um sie und alle anderen im Dorf zu töten.

Es waren die Banditen.

Sie hatten sich im Schutz der nächtlichen Dunkelheit an das Dorf herangeschlichen und sie hatten die Hütten niedergebrannt und die Menschen getötet. Irgendwo in diesem entsetzlichen Durcheinander von Feuer und Tod, von blutigen Körpern, Schreien und Rufen, hatte ihr Vater Hapakatanda versucht sie und Maria zu verstecken. Doch er war von einem Stich mit einem großen Messer getroffen worden, oder vielleicht war es auch ein Beil gewesen, und er war gefallen und sie hatte zusammen mit Maria unter ihm gelegen.

Dann war es sehr still gewesen und sie hatte verstanden, was mit der Stille des Todes gemeint war. Aber ihrem Vater war über den Tod hinaus gelungen, was er gewollt hatte: sie und Maria vor den Messern, Beilen und Gewehren zu schützen.

Am Morgen, als die Sonne zurückkehrte, wagten sie es hervorzukriechen. Ihr Vater war tot und sie hatten sehr geweint. Muazena war auch tot, sie lag vornübergefallen über dem verglimmenden Feuer. Aber Lydia war nicht da, auch Alfredo nicht. Weder Sofia noch Maria wagten zu rufen und sie weinten lautlos, während sie aus der Hütte krochen. Sie gingen durch das Dorf, überall lagen tote Menschen und sie kannten alle und waren mit ihnen verwandt, Menschen, mit denen sie gespielt, gearbeitet und gelacht hatten. Die Monster, die in der Nacht gekommen waren, hatten die Stille des Todes mitgebracht, sie hatten das Dorf in einen Friedhof verwandelt. Überall lagen tote Menschen in verrenkten Stellungen; die Monster hatten sogar die Hunde umgebracht. Manchen waren Arme und Beine abgeschlagen, einem auch der Kopf. Sofia und Maria gingen durch das tote Dorf, durch die Stille des Todes, bis sie die letzte der niedergebrannten Hütten erreichten. Sofia dachte, irgendwo müsse Lydia sein, ebenso Alfredo. Alle konnten doch nicht tot sein. Es konnte einfach nicht sein, dass nur Maria und sie übrig waren. Das war es, wovon Muazena erzählt hatte, das größte Grauen für einen Menschen ist es, der letzte Mensch auf der Erde zu sein. Ich will nicht der letzte Mensch sein, hatte sie hinter ihrem lautlosen Weinen gedacht. Wenn Maria auch noch etwas zustößt, bin ich allein übrig.

Aber Lydia war dort gewesen. Am Rande des Dorfes, versteckt in einem Gebüsch, fanden Sofia und Maria sie, Alfredo war auch am Leben geblieben. Dort waren Lydia, Alfredo, zwei andere Frauen und drei Kinder. Sofia und Maria durften ihre Freude nicht herausschreien, vielleicht waren die Banditen noch in der Nähe und konnten sie hören. Sie umfassten einander nur und lagen den ganzen Tag im Gebüsch versteckt, ohne Wasser, ohne zu essen, und warteten, dass es wieder dunkel würde.

Dann waren sie geflohen. In der ersten Nacht schlugen sie sich durch das kratzende Gebüsch, solange sie konnten.

Danach trauten sie sich auch tagsüber zu wandern. Da sie nicht wussten, wohin, gingen sie einfach geradeaus, geradewegs hinaus in das trockene Land, hin zu den hohen Bergen, die am Horizont zu sehen waren. Sofia erinnerte sich an ihren Hunger. Aber der Durst hatte sie noch mehr gequält.

Am dritten Tag zerstritt Lydia sich mit den anderen beiden Frauen darüber, in welche Richtung sie gehen sollten. Sie trennten sich und Lydia, Sofia, Maria und Alfredo wanderten weiter auf die Berge zu, während die anderen Frauen in eine andere Richtung abbogen. Sie gingen weiter und drehten sich nicht mehr um.

Irgendwo auf dem Weg ins Unbekannte trafen sie eine alte Frau. Sie war sehr arm, ihre Kleider hingen in Fetzen an ihr herunter und die Beine waren geschwollen und voller Wunden. Sofia dachte, sie ist genauso alt wie Muazena. Plötzlich stand sie vor ihnen, und als Mama Lydia sie ansprach, konnten sie sich verständigen, denn ihre Sprachen waren ähnlich. Lydia erzählte, was geschehen war. »Das waren die Banditen«, sagte sie. »Sie sind in der Nacht gekommen und sie haben meinen Mann umgebracht.«

»Wen noch?«, fragte die alte Frau. »Die Banditen sind Ungeheuer und sie töten niemals nur einen. Sie töten, so viele sie können.«

»Sie haben alle im Dorf getötet«, antwortete Lydia. »Und die Hunde«, sagte Sofia. »Sie haben auch alle Hunde umgebracht.«

Die alte Frau begann den Körper zu wiegen, sie warf den Kopf hin und her und stieß klagende Rufe aus. Lydia machte dasselbe, dann auch Sofia, Maria und Alfredo. Sie wiegten die Körper und jetzt trauten sie sich zu weinen und ihre Trauer und ihren Schmerz herauszuschreien, sodass es zu hören war.

Dann gingen sie weiter auf die Berge zu. Die alte Frau folgte ihnen und sie teilte das Fleisch eines toten Vogels mit ihnen. In einem fast ausgetrockneten Flussbett fanden sie Wasser zu trinken.

Nachts schliefen sie am Feuer unter mächtigen Baobabbäumen und es geschah, dass Sofia Maria weckte, als sie einen Löwen in der Dunkelheit brüllen hörte. Die alte Frau hatte ihnen nicht ihren Namen genannt. Aber sie hatte ein freundliches Lächeln, obwohl sie keinen einzigen Zahn mehr hatte.

In Sofias Träumen kehrten die Monster zurück. Wenn eins der Ungeheuer erneut sein Beil über ihrem Vater erhob, wurde sie wach. Lydia schlief zusammengerollt, Alfredo dicht an ihren Körper geschmiegt. Die alte Frau schlief am Feuer, das jetzt nur noch schwach glomm. Maria lag an ihrer anderen Seite. Sofia dachte, dass vielleicht Muazenas Geist in der alten Frau wiedergekehrt war, die ihren Namen nicht nannte.

In der frühen Morgendämmerung setzten sie ihre Wanderung fort, auf die Berge zu, die immer noch weit entfernt schienen. Plötzlich meinte Sofia zu hören, wie Mama Lydia die alte Frau nach der Stadt fragte. »Ich bin niemals dort gewesen«, antwortete die Alte. »Ist es weit bis dorthin?«, fragte Lydia. »Die Stadt liegt weit entfernt, damit solche wie du und ich und deine Kinder sie nicht erreichen. Meine Beine sind alt und voller Schwären, die deiner Kinder viel zu kurz und zu jung. Keiner von uns hat Beine, die dazu gemacht sind, die Stadt zu erreichen.« Lydia fragte nicht mehr. Schweigend gingen sie weiter. Es war sehr heiß. Sie versuchten sich vor der Sonne zu

schützen, indem sie ihre *Capulana* (Farbiges Tuch, das die Frauen wie eine Art Wickelrock tragen.) um die Köpfe schlangen. Die alte Frau hatte noch ein wenig Wasser in einem schmutzigen Plastikbehälter. Doch als der Nachmittag schon weit vorangeschritten war, konnten sie noch immer keine Andeutung von Baumgruppen entdecken. Das wäre ein Zeichen gewesen, dass es in der Nähe Wasser gab. In der kurzen Dämmerung blieb die alte Frau plötzlich stehen und setzte sich mühsam auf die trockene Erde. »Bis hierher bin ich gekommen«, sagte sie nach einer Weile des Schweigens. »Und nun bin ich am Ende.« Lydia trug Sofia und Maria auf, Holz für ein Feuer zu sammeln. »Aber hier gibt es doch keine Bäume«, sagte Sofia. »Wo sollen wir schlafen?« »Tut, was ich sage«, antwortete Lydia. Ihre Stimme klang müde. »Wir bleiben heute Nacht hier.« Sofia wollte mehr fragen. Wer sollte sie gegen die Raubtiere schützen? Was würde geschehen, wenn das Feuer erlosch und kein Baumgeist da war, der über sie wachte? Aber sie wagte nicht zu fragen. Mama Lydias Stimme war anzuhören gewesen, dass sie im Augenblick keine Antworten mehr hatte. Zusammen mit Maria und Alfredo sammelte sie trockenes Gras und Holzstöckchen. Sofia hielt sich die ganze Zeit nah bei Alfredo. Es könnte Schlangen geben und er war noch zu klein und hatte nicht genügend Verstand, sich vor ihnen zu fürchten. Sie zündeten das Feuer an und Sofia sah, dass die alte Frau unbeweglich mit offenen Augen dasaß. »Will sie nichts essen?«, fragte Sofia, als sie den Rest des getrockneten Fleisches aßen. »Sie hat keinen Hunger«, antwortete Lydia. »Will sie nicht schlafen?«, fragte Sofia leise, als sie sich am Feuer zusammengekauert hatten. »Sie schläft schon«, antwortete Lydia. »Frag nicht mehr. Schlaf.«

Am Tag darauf, in der Dämmerung, als Sofia erwachte, saß die alte Frau in derselben Haltung da. Ihr Körper war ganz steif. Sofia begriff, dass auch sie nun tot war. Sie berührte Lydia, die sofort wach war. »Sie ist tot«, sagte Sofia. Lydia erhob sich und ging zu der Alten. Sie schaute sie an ohne etwas zu sagen. Dann weckte sie Maria und Alfredo und befahl Sofia, den Plastikbehälter der alten Frau mitzunehmen. Als sie schon ein ganzes Stück gegangen waren, drehte Sofia sich um. Wie einen fernen Schatten konnte sie die alte Frau erkennen. Vielleicht war sie schon in eine der verzerrten toten Baumwurzeln verwandelt worden, die auf der roten trockenen Erde verstreut lagen. Sofia hatte viele Fragen. Sie fragte sich, warum sie in diese Welt von lauter Toten getrieben worden war. Wenn ich nur die hohen Berge erreiche, dachte sie. Dahinter muss es lebendige Menschen geben.

Sie wanderten lange, viele Tage. Später dachte Sofia, alles sei wie ein Traum gewesen. Vielleicht war es so, dass man in Träumen auf Reisen gehen konnte? Vielleicht konnte man über Berge klettern und durch halb ausgetrocknete Flussbetten waten, ohne dass man wach wurde? Aber in der Nacht kehrten die verzerrten Gesichter zurück. Die Monster beugten sich über sie und sie wurde mit einem Ruck wach. Dann wichen die Monster zurück. Doch sie waren immer in ihrer Nähe, das wusste sie. Die Monster sahen sie, ohne dass Sofia sie sehen konnte.

Sie wanderten lange, viele Tage.

Sofia fragte Lydia, wohin sie unterwegs waren.

»Fort«, antwortete Lydia. »Fort vom toten Hapakatanda und deinen Geschwistern.«

Sofia versuchte sich vorzustellen, dieses »Fort« sei ein Ort, vielleicht ein Dorf, das es schon irgendwo gab und das auf sie wartete. Aber gleichzeitig dachte sie, dass sie, die nicht mehr auf dem Rücken ihrer Mutter getragen wurde, nicht solche kindischen Gedanken haben durfte.

Fort war fort, nirgendwo.

Eines Tages sah Sofia zum ersten Mal das Meer. Sie waren einen Hügel hinaufgestiegen, es war spät am Nachmittag und Sofias Füße waren geschwollen und voller Wunden.

Da sah sie zum ersten Mal das Meer. Ein Fluss ohne Ufer auf der anderen Seite. Türkis schimmerndes Wasser, über das keine Brücken hinüberführen konnten. Obwohl Sofia das Meer noch nie gesehen hatte, war ihr sofort, als ob sie heimgekommen wäre. Es war, als ob es auch im Unbekannten etwas Vertrautes gab. Vielleicht hatte sie jetzt eins der Geheimnisse entdeckt, über die Muazena mit ihr gesprochen hatte, eins der Geheimnisse des Feuers. Vielleicht war es so, dass auf alle Menschen, die von Banditen oder Monstern aus ihrer Heimat verjagt wurden, irgendwo ein anderer Ort wartete. Vielleicht musste man sich nur hinsetzen, wie es die alte Frau getan hatte. In dem Augenblick, wenn die letzten Kräfte den Menschen verließen, würde er eine Heimat erreichen, die er nicht kannte.

Sie gingen weiter bis ans Meeresufer. Der Sand war anders, weicher unter den Füßen. Lydia ließ sich im

Schatten eines Baumes am Ufer niedersinken. Zusammen liefen Sofia und Maria hinunter zum Wasser. Sie kosteten davon und es war salzig. Sie wateten hinaus, bis sie hörten, wie Lydia ihnen zurief vorsichtig zu sein. Hinterher fragte Sofia, ob sie jetzt angekommen seien. Lydia schüttelte den Kopf.

»Wie sollten wir hier leben können?«, fragte sie. »Wie sollten wir etwas zum Wachsen bringen im Sand? Wie sollten wir im Meer pflanzen? Wir müssen weiter.« Das Meer vergaß Sofia nie. Als sie am nächsten Tag ihre Wanderung ins Landesinnere fortsetzten, schaute sie noch oft zurück, um das Wasser zu sehen, das kein Ende zu haben schien.

Nach einer langen Zeit erreichten sie ein Dorf, in dem Lydias Mann Hapakatanda entfernte Verwandte hatte. Der Anführer des Dorfes, ein alter Mann, der fast blind war, übermittelte ihnen die Botschaft, dass sie bleiben dürften. Sie bauten eine kleine Hütte aus Stroh und Lehm am Rande des Dorfes und morgens gingen Lydia, Sofia und Maria mit den anderen Frauen zur Arbeit auf die Felder. Doch eines Tages kam ein Mann angelaufen und erzählte, dass ein Nachbardorf in der letzten Nacht von den Banditen überfallen worden war. Am selben Nachmittag flohen alle aus dem Dorf und sie nahmen nur ihre Ziegen mit. Mehr als einen Monat versteckten sie sich aus Angst, die Banditen könnten sie finden. Sie hatten fast nichts zu essen und ernährten sich von Wurzeln, Eidechsen und Mäusen, die sie fingen.

Währenddessen wurde Alfredo sehr krank. Sofia glaubte, dass auch er sterben müsste. Wenn ein Kind vor Kälte zu zittern begann, obwohl die Sonne heiß brannte, dann wusste sie, dass der Tod begonnen hatte, dem Kind seinen gefährlichen Atem durch die Nasenlöcher einzublasen. Aber Alfredo wurde wieder gesund. Als die Dorfbewohner beschlossen, in ihr altes Dorf zurückzukehren, sagte Lydia, dass sie nicht mitkommen würden, sie wollten ihre Wanderung fortsetzen. »Wohin wollen wir?«, fragte Sofia. »Dorthin, wo es keine Banditen gibt.« »Wo ist das?« »Ich weiß es nicht. Frag nicht so viel.«

Die ganze Zeit fürchtete Sofia, ihre Mama könnte dasselbe machen wie die alte Frau. Sich auf die Erde setzen und zu einer Baumwurzel erstarren. Dann wäre Sofia allein mit Maria und Alfredo und sie wusste nicht, wie sie wieder nach Hause finden sollte. Jeden Abend, wenn sie ihr Lager einrichteten, beobachtete Sofia ihre Mutter heimlich. Würde sie sich hinsetzen und erstarren? Sofia dachte daran, dass sie umgeben war von Angst. Banditen gab es hinter ihnen genauso wie vor ihnen. Wenn Lydia sich an dem einen Nachmittag nicht hingesetzt hatte und erstarrt war, bedeutete das keine Erleichterung für Sofia. Dann müsste sie eben fürchten, es könnte am nächsten Tag geschehen. Aber es geschah nie.

Eines Tages war auch die lange Wanderung zu Ende. Sie kamen zu einem Dorf, in dem nur Menschen wohnten, die vor den Banditen geflohen waren. Sie sprachen verschiedene Sprachen. Ein weißer Mann, der Pfarrer war, sah sie traurig an. Mit Hilfe eines Mannes aus dem Dorf, der dieselbe Sprache wie Lydia sprach, konnte sie erklären, von wo sie geflohen waren. Sie erzählte von der Nacht, in der die Banditen gekommen waren um zu plündern, zu brandschatzen und zu morden. »Auch die Hunde«, sagte Sofia. »Sie haben auch unsere Hunde getötet.«

Zum zweiten Mal bauten sie eine Hütte aus Stroh und Lehm an einem Hang. Dort unten schlängelte sich ein Fluss. Am ersten Abend, als sie wieder unter einem Dach schlafen konnten, lag Sofia da und schaute hinaus in die Dunkelheit. Sie merkte, dass Maria, die neben ihr lag, auch noch nicht schlief. »Hier werden wir wohnen«, flüsterte Sofia. »Warum kommen die Banditen nicht hierher?«, fragte Maria.

»Vielleicht haben sie noch nicht hergefunden«, antwortete Sofia. »Denk nur daran, wie viele Tage wir gewandert sind. Unsere Füße sind geschwollen und voller Wunden.«

»Die Banditen haben vielleicht Schuhe«, sagte Maria und Sofia merkte, dass sie Angst hatte.

»Ich glaube nicht, dass Monster Schuhe haben«, sagte sie. »Wir werden hier wohnen. Nichts wird geschehen.« Maria kroch näher zu Sofia heran. Sie spürte, wie die Wärme von Marias Körper auf sie überging. Hier werden wir leben, dachte sie. Aber meinen Vater Hapakatanda werde ich nie wieder sehen. Oder all die anderen, die meine Freunde, meine Familie waren. Auch die Hunde werde ich nicht wieder sehen. Plötzlich merkte sie, dass sie weinte. Es war, als ob sie erst jetzt all die Trauer spüren konnte, die sie mit sich herumtrug. Wenn all diese Trauer, die sie spürte, in einem Korb läge, den sie auf dem Kopf tragen musste, dann würde sie zusammenbrechen. Für einen so schweren Korb war sie zu klein.

Dennoch wusste sie, dass sie ihn tragen musste. Es würde ihn immer geben, den Trauerkorb. Ihr ganzes Leben lang.

Schließlich schlief sie ein und träumte von Muazena und von den Geheimnissen des Feuers.

»Wir sind angekommen«, flüsterte sie Muazena im Traum zu. »Wir sind angekommen und wir leben noch. Und ich habe das Meer gesehen.«

Am nächsten Tag wurde Sofia sehr früh wach. Aber Lydia war natürlich schon aufgestanden. Als Sofia vor die Hütte trat und sich den Schlaf aus den Augen rieb, hockte dort Lydia und entfachte ein Feuer. Sie sah Sofia an und lächelte. Sofia dachte, dass es sehr lange her war, seit sie Lydia zuletzt hatte lächeln sehen. Das erfüllte sie mit großer Freude. Jetzt wusste sie, dass die lange Wanderung zu Ende war. Sie waren endlich angekommen. Hier würden sie wieder zu leben beginnen.

3.

Eines Tages, als Sofia gerade draußen vor der Hütte fegte und Maria zum Wasserholen an den Fluss gegangen war, rief Lydia nach ihr. Sie war dabei, Mais mit dem großen Rundholz zu stoßen, und musste ihren Rücken strecken. »Du und Maria, ihr seid euch so ähnlich«, sagte sie und lachte. »Manchmal kann nicht einmal ich, die ich doch eure Mutter bin, euch unterscheiden. Trotzdem seid ihr keine Zwillinge.«

»Und wer fegt gerade?«, fragte Sofia. »Jetzt sehe ich, dass du Sofia bist«, sagte Lydia. »Aber manchmal bin ich unsicher, wer wer ist. Dabei seid ihr doch ein Jahr auseinander. Maria wird immer ein Jahr älter sein als du.«

Dann fuhr sie fort den Mais mit dem dicken, schweren Rundholz zu stoßen. Sofia fegte weiter und dachte über das nach, was Lydia gesagt hatte. Sie fand es seltsam, dass ein Mensch einen anderen nicht im Alter einholen konnte. Alles andere auf der Welt, was sie kannte, holte einander wachsend ein. Die Maispflanzen wurden früher oder später gleich groß, die Tomaten gleich rot, die Küken gleich groß. Aber Menschen wurden nicht gleich alt. Sie und Maria nicht.

Im selben Augenblick sah sie Maria den Pfad vom Fluss mit der schweren Blechwanne voller Wasser heraufkommen. Sofia stellte den Besen beiseite und hoffte, Lydia würde nicht sehen, wie sie sich davonschlich. Lydia mochte es nicht, wenn man eine Arbeit unterbrach, ehe man damit fertig war. Maria würde das nie tun, dachte Sofia. Sie hätte erst fertig gefegt. Da gibt es immerhin einen Unterschied zwischen ihr und mir.

Maria zog Grimassen wegen der schweren Wanne auf ihrem Kopf. Sofia half ihr, die Wanne abzustellen. Dann trugen sie die Wanne zwischen sich hinauf zur Hütte. Währenddessen erzählte Sofia, was Lydia gesagt hatte.

»Wenn wir Kinder bekommen,- sind sie einander vielleicht auch ähnlich«, sagte Maria.

»Es hängt wohl davon ab, wer ihre Väter sind«, antwortete Sofia. »Dass wir einander so ähnlich sind, kommt daher, weil wir Hapakatanda ähnlich sind.« Dann biss sie sich auf die Zunge. Entsetzt dachte sie, dass sie etwas getan hatte, was man nicht tun durfte. Sie hatte von ihrem toten Vater gesprochen.

Maria machte ein Zeichen, dass sie die Wanne abstellen wollte. Dann setzte sie sich auf die Erde und Sofia tat es ihr nach.

»Ich träume jede Nacht von Vater«, sagte Maria. »Ich träume, es ist Morgen und er sitzt draußen vor der Hütte.«

»Du weißt, dass er tot ist«, antwortete Sofia. »Die Banditen haben ihn mit dem Beil erschlagen.« »Warum träume ich dann, dass er lebt?« Sofia wusste keine Antwort. Häufig war es so, dass Maria Fragen stellte und Sofia antwortete. Eigentlich hätte es umgekehrt sein müssen, da Maria die Ältere war und mehr hätte wissen müssen als Sofia. Aber diesmal hatte sie keine Antwort.

»Werden wir immer hier wohnen?«, fragte Maria und Sofia merkte, dass ihr plötzlich traurig zu Mute war. Sie krümmte sich zusammen, als ob sie irgendwo im Körper Schmerzen hätte.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Aber eines Tages, wenn wir groß sind, können wir vielleicht nach Hause zurückkehren. Selbst wenn Lydia hier bleibt.« »Aber wie sollen wir nach Hause finden?« »Das wird schon gehen. Wenn wir es nur genug wollen, dann finden wir auch zurück.«

Sie blieben eine Weile neben der Wanne mit Wasser sitzen und redeten. Sie versprachen einander, dass sie eines Tages, was immer geschah, nach Hause in das Dorf zurückkehren würden, das die Banditen niedergebrannt hatten.

Als sie die Wasserwanne herbeitrugen, war Lydia böse. Sie redete schnell und laut und sie zeigte auf den Besen und sagte zu Sofia, eine richtige Frau stelle den Besen erst beiseite, wenn sie mit Fegen fertig sei. Sofia sagte nichts. Sie wusste, dass Lydia nie sehr lange böse war. Aber weder Sofia noch Maria vergaßen, worüber sie neben der Wanne gesprochen hatten.

Eines Tages würden sie nach Hause zurückkehren. Keine von ihnen durfte das Versprechen brechen.

Sie hatten ihre Hütte gebaut und sie hatten ein neues Zuhause. Aber alles war lange Zeit ungewohnt und fremd.

Sofia fand es schwer, in einem Dorf zu leben, in dem nicht alle einander schon lange kannten. Oder dieselbe Sprache redeten. Anfangs waren sie und Maria schüchtern gegenüber den anderen Kindern. Aber sie hatten Glück. Denn sie fanden fast sofort einen Freund, einen Jungen, der Lino hieß und einige Jahre älter war. Er wohnte in einer Hütte in ihrer Nähe an dem staubigen Weg, der zu dem Haus führte, in dem der weiße Pfarrer und die beiden Nonnen wohnten. Lino redete dieselbe Sprache wie Maria und Sofia. Er war groß und mager. Aber das Merkwürdige an ihm war, dass seine beiden Augen über Kreuz sahen. Er konnte Maria und Sofia gleichzeitig ansehen. Eines Tages hatte er vor ihrer Hütte gestanden, es war ein Sonntag, an dem sie nicht draußen auf den großen Feldern arbeiteten, wo Mais und Gemüse angepflanzt wurden. Er trug genauso zerrissene Kleider wie alle anderen. An einem Fuß trug er einen Schuh. Da er nur einen Schuh besaß, hatte er sich auf den anderen Fuß einen Schuh gemalt. Lydia war weggegangen. Sie wollte versuchen ein Stück Seife gegen einen Korb einzutauschen, den sie an den Abenden geflochten hatte. Maria und Sofia waren allein zu Hause und passten auf Alfredo auf. »Wie könnt ihr euch so ähnlich sehen?«, fragte Lino. »Ihr könnt euch ja ineinander spiegeln.« Sofia dachte, sie müsste etwas antworten. Aber sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Wie kann man gleichzeitig in zwei Richtungen sehen?«, fragte sie schließlich.

»Das ist mein Geheimnis«, antwortete Lino. Dann erzählte er, dass er zusammen mit einer Tante und einem Onkel ins Dorf gekommen war. Seine Eltern waren von den Banditen bei einem Überfall weit, weit weg gekidnappt worden. Er wusste nicht einmal, ob sie noch lebten. Maria erzählte, was in ihrem Dorf geschehen war. »Wir haben das Meer gesehen«, sagte Sofia. »Hast du das Meer schon einmal gesehen?«

Lino schüttelte den Kopf. »Eines Tages werde ich durch die ganze Welt reisen«, sagte er. »Und ich werde doppelt so viel sehen wie alle anderen.«

Dann erzählte er ihnen von der Schule. Der weiße Pfarrer und die beiden Nonnen unterrichteten die Kinder im Dorf. Sie wollten, dass alle Kinder jeden Tag kamen, damit sie lesen, schreiben und rechnen lernten. »Wir haben kein Geld«, sagte Sofia, die gern zur Schule gegangen wäre.

»Wir müssen unserer Mutter helfen und arbeiten«, sagte Maria.

»Es kostet kein Geld«, sagte Lino. »Denkt ihr, ich habe Geld? Warum sollte ich mit nur einem Schuh herumlaufen, wenn ich Geld hätte?«

»Es geht trotzdem nicht«, sagte Maria. »Wir müssen arbeiten. Was sollten wir sonst essen?« »Die Schule findet nur nachmittags statt«, sagte Lino. »Jeden Tag drei Stunden. Ich kann schon fast lesen.«

Nachdem Lino gegangen war, saßen sie im Schatten auf der Rückseite des Hauses.

»Ich glaube, er hat gelogen«, sagte Maria. »Eine Schule kann nicht kostenlos sein. Außerdem haben wir nur zerrissene Kleider. Ich glaube nicht, dass man in zerrissenen Kleidern zur Schule gehen kann.«

»Hauptsache ist ja wohl, man ist nicht schmutzig«, sagte Sofia. »Ich glaube nicht, dass er gelogen hat. Warum sollte er das tun?«

»Es geht jedenfalls nicht«, sagte Maria. »Wir müssen Lydia helfen. Wer soll sich um Alfredo kümmern, wenn wir in der Schule sind? Wir können ihn nicht dorthin mitnehmen.«

»Vielleicht könnten wir jeden zweiten Tag hingehen«, sagte Sofia zögernd.

»Und nur jeden zweiten Buchstaben lernen«, sagte Maria, »jede zweite Zahl?«

Sie diskutierten weiter hin und her. Dabei vergaßen sie Alfredo ganz. Keine hatte je davon träumen können, in die Schule gehen zu dürfen. In dem Dorf, in dem sie früher mit Hapakatanda, Muazena und allen Verwandten und Freunden gelebt hatten, gab es keine Schule. Nur der Schreiber des Dorfes, der auf eine Missionsschule gegangen war, konnte schreiben und lesen. Er war es, der alle Briefe schrieb, wenn jemand im Dorf einen Brief schreiben musste, er las die verschiedenen Bekanntmachungen vor, die vom Gouverneur oder von einer anderen wichtigen Person kamen.

Sollte es wirklich möglich sein, dass sie in die Schule gehen durften? Dann, dachte Sofia, war es nicht nur schlecht, dass sie zur Flucht gezwungen worden waren. Dann gab es wenigstens etwas daran, was gut war. Sie hatte das Meer gesehen. Vielleicht durfte sie zur Schule gehen. Das würde niemals ausgleichen, dass Hapakatanda, Muazena und ihre Geschwister tot waren. Das würde nicht einmal ausgleichen, dass die Banditen auch ihre Hunde umgebracht hatten. Trotzdem war es etwas.

»Alfredo«, sagte Maria plötzlich und sprang auf. Lydia hatte Angst, er könnte im Fluss ertrinken oder von einem Krokodil gefressen werden. Sie hatte auch Angst, er könnte von einer Schlange gebissen werden. Sie stürzten ums Haus herum. Dann konnten sie aufatmen. Alfredo war an der Hauswand eingeschlafen. Der Wind blies ihm die staubige Erde ins Gesicht. Im Schlaf wedelte er eine Fliege weg, die in seine Nase hineinzukriechen versuchte.

An diesem Abend erzählten sie Lydia, was sie von Lino erfahren hatten. Lydia war spät am Nachmittag zurückgekommen und in der einen Hand hatte sie ein Stück Seife. Zuerst gingen sie hinunter zum Fluss und wuschen sich. Während zwei nach Krokodilen Ausschau hielten, wusch sich die Dritte. So wechselten sie sich ab.

Lydia war guter Laune, sie stand halb nackt im Wasser und wusch sich und sang.

»Wir reden heute Abend mit ihr«, sagte Maria. »Wenn sie singt, ist sie guter Laune. Aber du musst fragen.« »Ich«, sagte Sofia erschrocken. »Du bist doch die Älteste.«

»Du kannst am besten reden«, sagte Maria. »Wenn ich also die Älteste bin, bestimme ich, dass du Mama fragst.«

Sie saßen um die Schüsseln mit Maisbrei und Salatblättern in der Dämmerung, nahmen sich mit den Fingern und aßen schweigend. Maria sah Sofia an und runzelte die Stirn. Das hieß, sie sollte jetzt anfangen zu reden. Mama Lydia saß niemals unnötig still und untätig herum. Nach dem Essen würde sie sofort mit den Vorbereitungen für die Nacht beginnen, die dünnen Decken aufrollen, auf denen sie lagen, und die Capulanas darüber breiten, mit denen sie sich zudeckten.

»Es gibt hier eine Schule«, sagte Sofia. »Die ist kostenlos. Dort kann man lesen, schreiben und rechnen lernen. Die Schule ist immer nachmittags.« Lydia sah sie erstaunt an. »Warum erzählst du mir das?«, fragte sie. Sofia schloss die Augen und nahm in Gedanken Anlauf. Etwas Schweres zu fragen war genauso, wie wenn man einen weiten Sprung versuchen wollte. »Maria und ich möchten gern in die Schule gehen«, sagte sie.

Lydia kaute, was sie im Mund hatte, und wischte sich die Finger ab, ehe sie antwortete.

»Ihr braucht euch nicht die Mühe machen, in die Schule zu gehen«, sagte sie. »Ihr arbeitet schon so viel draußen auf den Maisfeldern. Ich möchte euch nicht zwingen etwas zu tun, was ihr nicht tun müsst.« »Aber wir möchten es gern«, sagte Sofia. Lydia sah sie immer noch verwundert an und dann auch Maria, ehe sie antwortete.

»Man muss nicht lesen und schreiben können um Unkraut zu jäten«, sagte sie. »Man braucht nicht rechnen zu können um die Erde aufzuhacken und Samen zu säen.« Plötzlich wusste Sofia nicht mehr, was sie sagen sollte. Wie konnte sie ihre Mutter dazu bringen einzusehen, dass sie etwas anderes wollten? Dass sie lesen können wollten, was auf einem Schild geschrieben stand, oder ihren eigenen Namen schreiben können.

»Der weiße Pfarrer möchte, dass alle Kinder in die Schule gehen«, sagte sie schließlich. »Vielleicht müssen wir ihm gehorchen.«

Sofia wusste, dass ihre Mutter großen Respekt vor weißen Menschen hatte. Das galt für alle in dem Dorf, in dem sie früher gewohnt hatten. Wenn ein weißer Mann oder eine weiße Frau etwas sagte, musste man genau zuhören. Warum das so war, wusste Sofia nicht. Einmal hatten die Weißen in ihrem Land zu bestimmen gehabt. Aber so war es nicht mehr. Die Einzige, die sich nicht um die Weißen gekümmert hatte, war Muazena gewesen. Bei den Gelegenheiten, wenn weiße Menschen ihr Dorf besuchten, hatte sie sich am liebsten in ihrer Hütte eingeschlossen und war erst wieder hervorgekommen, wenn sie fort waren. »Wenn das so ist, müsst ihr natürlich in die Schule«, sagte Lydia. »Aber dann müssen wir eure Kleider flicken. Ich will nicht, dass meine Töchter mit zerrissenen Kleidern herumlaufen.«

Maria und Sofia beugten sich vor und berührten Lydias kräftige Arme mit ihren Händen. Das war ein Zeichen, dass sie sich sehr freuten. Erst hinterher, als Lydia hineingegangen war um das Nachtlager zu bereiten, liefen sie hinter die Hütte. Sie hielten einander an den Händen und begannen zu tanzen, zum Rhythmus der Trommeln, die von weit her erklangen.

Es war schon so dunkel, dass sie einander kaum noch sehen konnten. Aber Freude war etwas, das musste man nicht sehen können, um sie zu verstehen oder mit jemand anderem zu teilen. Genauso wenig wie Trauer und Schmerz.

Das hatten sie gelernt. Es gab nichts, was sie so gern mochten wie Tanzen. Und der schönste Tanz von allen, das war der Freudentanz. Niemand hatte ihnen jemals Tanzen beigebracht, das hatten sie schon immer gekonnt. Sofia dachte, es habe angefangen, als sie noch so klein war, dass sie noch nicht laufen konnte und auf Mama Lydias Rücken festgebunden war. Wenn Lydia mit den anderen Frauen getanzt hatte, hatten sich die Bewegungen und der Rhythmus auf Sofias Körper übertragen. Seitdem gab es ihn dort. Bei Maria war es dasselbe.

Sie tanzten, bis Lydia aus der Hütte kam und nach ihnen rief, sie sollten hereinkommen und sich schlafen legen. Später, als Lydia und Alfredo eingeschlafen waren, lagen sie noch lange wach und flüsterten miteinander. »Wenn wir aber nun zu dumm sind«, sagte Maria. »Wir können doch nichts anderes als in der Erde hacken.« »Ich glaube nicht, dass wir dümmer als andere sind«, sagte Sofia und versuchte ihre Stimme überzeugend klingen zu lassen. Aber im tiefsten Innern hatte auch sie Bedenken.

Früh am Morgen des nächsten Tages, bevor sie hinaus auf die Äcker zum Arbeiten gingen, saßen sie zusammen mit Lydia und flickten ihre Kleider. Lydia schüttelte erschöpft den Kopf.

»Besser wird es nicht«, sagte sie. »Ich muss mehr Körbe machen, die ich verkaufen kann. Ihr braucht beide neue Kleider.«

Am nächsten Tag gingen Maria und Sofia in die Schule. Sie hatten einander bei den Händen gefasst und ihre Schritte wurden immer langsamer, je näher sie der Schule kamen.

Es war ein längliches Gebäude aus Zement, Eidechsen krochen aus und ein in den Fugen, es gab keine Fenster, nur ein Blechdach auf einem hohen Holzbogen. Lino kam ihnen entgegengeläufig, als er bemerkte, dass sie auf dem

Weg stehen geblieben waren und sich offenbar nicht näher herantrauten.

»Ihr müsst mit José-Maria sprechen«, sagte er.

»Wer ist das?«, fragte Sofia.

»Der Pfarrer«, antwortete Lino erstaunt. »Und ihr müsst mit Philomena sprechen, der Lehrerin.«

Er begleitete sie zu dem einen Ende des langen Schulgebäudes. Dort war ein kleines Büro. »Was machen wir jetzt?«, fragte Sofia. »Wisst ihr denn gar nichts?«, sagte Lino. »Ihr klopft an die Tür und tretet ein, wenn euch jemand auffordert.« Dann lief er davon. Die Jungen spielten Fußball mit einem Ball, der aus fest zusammengepressten Grashalmen gemacht war.

»Wir gehen nach Hause«, sagte Maria. »Das tun wir auf keinen Fall«, sagte Sofia. Dann klopfte sie an die Tür. Niemand rief. Sie klopfte noch einmal. Da wurde die Tür geöffnet. Der weiße Mann, der sie früher schon mit seinem traurigen Lächeln angesehen hatte, stand in der Türöffnung. Sein Gesicht war schweißbedeckt und die Brille hatte er auf die Stirn geschoben. »Wir möchten in die Schule gehen«, sagte Sofia. Der weiße Mann schob die Brille auf die Nase. »Ich erinnere mich an euch«, sagte er. »Seltsam, wie ähnlich ihr euch seht. Seid ihr Zwillinge?«

»Ich bin Sofia«, sagte Sofia. »Maria ist Maria. Zwischen uns ist ein Jahr. Maria ist die Älteste.«

»Wie heißt ihr weiter?«

»Alface.« (Alface heißt Salat.)

Der weiße Mann betrachtete sie erstaunt. Dann brach er in Gelächter aus. »Das ist ein guter Name«, sagte er.

»Sofia und Maria Alface. Seid ihr schon mal in eine Schule gegangen?«

Sie schüttelten die Köpfe.

»Dann kommt ihr in Philomenas Klasse. Ich bringe euch hin.«

Sie gingen zu dem Klassenzimmer ganz am Ende des Gebäudes. Der Unterricht hatte gerade begonnen. Die Lehrerin, die Philomena hieß, war jung. Außerdem war sie schwarz.

»Noch zwei Schüler«, sagte José-Maria. »Sofia und Maria. Wie viele hast du jetzt?«

»Als ich das letzte Mal gezählt habe, waren es zweiundneunzig«, sagte Philomena. »Wenn vier auf einer Bank sitzen, geht es.«

José-Maria schüttelte den Kopf. »Wir müssen eine größere Schule bauen«, sagte er. »Aber woher kriegen wir das Geld?«

Dann ging er. Sofia und Maria standen mit niedergeschlagenen Augen da. Alle Kinder in der Klasse sahen sie an.

»Seid ihr Zwillinge?«, fragte Philomena und lächelte sie an. Sofia schüttelte den Kopf. Ihr Mund war trocken und sie brachte kein Wort hervor.

Philomena zeigte auf eine Bank, auf der zwei Mädchen saßen.

»Dort könnt ihr sitzen«, sagte sie. »Wir haben keine Bücher, Stifte und kein Papier. Wir haben nicht mal Kreide für die schwarze Tafel. Deswegen müsst ihr euch alles ganz genau merken. Setzt euch jetzt.«

Das war der Tag, an dem sie in die Schule kamen. Abends, als sie sich hingelegt hatten, konnte Sofia nicht einschlafen. Vorsichtig schlich sie aus der Hütte und blies in die Glut, bis die Flammen erneut aufflackerten. Irgendwo hörte sie Trommeln. Um sie herum zirpten unsichtbare Grillen. Sie sah tief ins Feuer.

Ihr war, als ob sie Muazenas Gesicht erkennen könnte in den Flammen. Und Papa Hapakatanda. Sie meinte, er lächelte ihr zu.

Sie starrte ins Feuer und wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Vielleicht konnte man beides gleichzeitig tun? Lachweinen?

Die Flammen tanzten in der Dunkelheit. Sofia dachte an all die ungenutzten Tage, die vor ihr lagen. Muazena hatte sie mit Maispflanzen verglichen, die hell werden sollten. Es gab auch noch etwas anderes als Monster, die in der Dunkelheit lauerten. Das Leben war so viel mehr. Und sie war froh.

4.

Einige Tage nachdem Maria und Sofia in der Schule angefangen hatten, kam José-Maria und sagte, alle Neuankömmlinge sollten sich am Abend versammeln. Die Mädchen sollten auch Lydia ausrichten, dass alle zu

diesem Treffen kommen mussten. Maria bekam einen Schreck.

»Vielleicht dürfen wir nicht hier bleiben«, sagte sie. »Warum sollten wir das nicht dürfen?«, antwortete Sofia. »Sie lassen uns doch nicht erst in die Schule gehen, wenn wir dann nicht bleiben dürfen.« Sie waren auf dem Heimweg von der Schule. »Vielleicht gibt es auch hier Banditen?«, fragte Maria. »Vielleicht müssen wir alle weg?« Sofia fand, dass Maria manchmal allzu viele Fragen stellte. Warum sollte sie, die Jüngere, alle Fragen beantworten? »Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Frag nicht mehr.«

Am Abend, in der Stunde der kurzen Dämmerung, als die Sonne über dem Fluss sank, versammelten sich alle am Brunnen, der mitten im Dorf lag.

José-Maria kletterte auf eine Kiste, damit ihn jeder sehen konnte.

Dann erzählte er von den Minen.

»Wenn ihr zu den Äckern geht oder zum Fluss, dürft ihr nur die ausgetretenen Pfade benutzen«, sagte er. »Dort seid ihr sicher. Nehmt keine Abkürzungen. Überall sind Minen vergraben. Wir wissen nicht, wo sie sind. Wir wissen nur, dass sie da sind.« »Was ist eine Mine?«, fragte Maria. Sofia zischte, sie solle still sein. »Ich weiß es nicht«, flüsterte sie. »Red nicht so viel. Hör lieber zu.« »Minen sind Bomben, die man in der Erde vergraben hat«, fuhr José-Maria fort. »Man kann sie nicht sehen. Tritt man mit dem Fuß auf die Erde darüber, dann explodiert die Mine. Ein Bein kann abgerissen werden. Man kann blind werden. Man kann sogar sterben. Benutzt nur die Pfade. Nehmt niemals Abkürzungen, wie eilig ihr es auch haben mögt.«

Dann fragte er, ob sie es verstanden hätten. Alle nickten. Sie würden nur die Pfade benutzen. Sie würden keine Abkürzungen nehmen, wie eilig sie es auch haben mochten.

Auf dem Heimweg fuhr Lydia fort sie zu ermahnen. Sofia war es, als ob Monster in der Erde vergraben wären, die dort warteten und auf sie lauerten. Dann dachte sie, es wären Krokodile. Erdkrokodile, die nur darauf warteten, ihre Zähne in ihr Bein zu schlagen. Lydia ermahnte sie. Dann ermahnte Maria Sofia. Und Sofia ermahnte Alfredo. Immer auf den Pfaden bleiben. Niemals Abkürzungen nehmen.

Am Abend, als sie ihren Maisbrei gegessen hatten, sah Sofia, dass es Vollmond war. Ihr fiel ein, dass Vollmond gewesen war, als sie ins Dorf gekommen waren. Sie wohnten schon einen Monat hier. Sie wusste nicht genau, was ein Monat war. Ein Monat war länger als ein Tag und länger als eine Woche. Aber es war weniger als ein Jahr. Wie viele Vollmonde es her war, seit sie aus dem Dorf fortgezogen waren, in dem Hapakatanda, Muazena und alle Hunde tot lagen, wusste sie nicht.

Die Zeit war etwas Merkwürdiges. Es gab sie und es gab sie nicht.

Die Tage waren lang. Häufig schliefen Maria und Sofia ein, sobald sie abends gegessen und Lydia geholfen hatten aufzuräumen. Sie standen bei Sonnenaufgang auf. Dann war Lydia schon zu den Äckern gegangen. Sie zogen Alfredo an, gaben ihm ein wenig zu essen von dem, was vom letzten Abend übrig geblieben war. Dann fegte Sofia in der Hütte und draußen, während Maria Alfredo zu einer Frau brachte, die am anderen Ende des Dorfes wohnte. Sie war zu alt um zu arbeiten. Aber sie kümmerte sich um Alfredo, bis Lydia am Nachmittag nach Hause kam. Wenn Maria Alfredo abgeliefert hatte, liefen sie zu den Äckern. Dort jäteten sie Unkraut und hackten, bis die Sonne mitten am Himmel stand. Sie aßen von dem, was Lydia und die anderen Frauen vorbereitet hatten. Dann liefen sie zum Fluss und wuschen sich, ehe es Zeit war aufzubrechen, damit sie nicht zu spät zur Schule kamen. Sie achteten genau darauf, dass sie immer auf dem Pfad blieben, und sie liefen, so schnell sie konnten. Wie sehr sie sich auch anstrebten, nie kam eine vor der anderen an. Sofia lief am schnellsten. Aber Maria war ausdauernder.

Die Tage waren lang. Aber manchmal flüsterten sie noch miteinander drinnen in der Hütte, wenn Lydia und Alfredo schon eingeschlafen waren.

Eines Abends, als sie dalagen, die Gesichter nah beieinander, fragte Maria, ob Sofia sich noch an ihr weißes Kleid erinnere.

Sofia konnte sich sehr gut erinnern. Das weiße Kleid, das Papa Hapakatanda einmal mitgebracht hatte, als er in der Stadt gewesen war, die in der Nähe ihres Dorfes lag. Das Geld hatte nur für ein Kleid gereicht. Aber er hatte Sofia versprochen, dass sie auch eins bekommen würde, wenn er das nächste Mal Geld oder etwas zum Tauschen hatte. Das Kleid war dort geblieben in jener Nacht, als sich die Banditen angeschlichen hatten.

»Manchmal träume ich, dass ich morgens aufwache und das Kleid ist hier«, flüsterte Maria. »Es ist wahrscheinlich verbrannt«, antwortete Sofia. »Aber wenn ich einmal Geld habe, werde ich dir ein neues kaufen.«

»Woher solltest du Geld bekommen?«, fragte Maria. »Wo nicht mal Lydia Geld hat. Vergiss nicht, dass wir arm sind.«

»Vielleicht fällt mir etwas ein, wie ich darankomme«, sagte Sofia.

»Bestimmt nicht«, sagte Maria. »Ich verspreche es dir«, sagte Sofia. Nachdem Maria eingeschlafen war, dachte

Sofia über das nach, was Maria gesagt hatte. Wie könnte es ihr gelingen Maria ein neues Kleid zu beschaffen? Sie hatte es versprochen. Maria würde ihr Versprechen nicht vergessen. Sofia wusste, dass sie es irgendwie halten musste. Das machte sie gleichzeitig böse.

Sie wusste, dass sie Maria nur allzu leicht alles Mögliche versprach. Das war schon öfter passiert.

Die Zeit, die es gab und die es doch nicht gab, verging. Wieder wurde der Mond voll. Mit jedem Tag wurde es wärmer und wärmer. Das Wasser im Fluss sank. Aber bald würde Regen vom Himmel fallen.

Eines Tages, als sie schulfrei hatten und Maria mit Bauchschmerzen in der Hütte bleiben musste, erkundete Sofia die Umgebung. Die Hütten lagen in einem großen Gelände verstreut. Bisher hatte sie nur einen kleinen Teil davon gesehen.

Am anderen Ende des Dorfes entdeckte sie einen Mann, der vor seiner Hütte saß und Kleider nähte. Er hatte eine schwarze Nähmaschine, die er treten musste. So eine Nähmaschine hatte Sofia schon einmal gesehen, damals in dem Dorf, in dem sie früher zu Hause gewesen waren. Die Nähmaschine hatte einem Inder gehört, der kurze Zeit versucht hatte vom Kleidernähen zu leben. Er hatte im Schatten eines Baumes gesessen und seine merkwürdige Nähmaschine getreten. Alle Kinder des Dorfes hatten darum herumgestanden und verwundert den Inder und seine Maschine betrachtet.

Sofia war damals nicht mehr als fünf, sechs Jahre alt gewesen. Aber an die Nähmaschine konnte sie sich immer noch erinnern. Sie hatte gedacht, dass sie gern auf so einer Nähmaschine nähen lernen wollte, wenn sie einmal groß war.

Nach kurzer Zeit hatte der Inder das Dorf verlassen. Seine Maschine hatte er mitgenommen. Die Dorfbewohner waren viel zu arm um seine Kleider zu bezahlen. Sofia erinnerte sich daran, wie traurig sie gewesen war, als er das Dorf verließ. Die Nähmaschine hatte er sich auf den Rücken geschnallt.

Jetzt sah sie so eine Nähmaschine wieder. Sie sah genauso aus wie die des Inders. Sofia blieb stehen und guckte zu, wie der Mann trat und nähte.

Als er von seiner Arbeit aufschaute und sie bemerkte, schlug sie die Augen nieder und dachte, dass sie eigentlich gehen musste.

Aber der Mann lächelte und nickte ihr zu. Vorsichtig wagte sie sich näher heran.

Er hieß Antonio, wurde aber Totio genannt. Er war alt und zahnlos. Drinnen in der Hütte hinter ihm war seine Frau Fernanda. Ihre Kinder waren erwachsen und hatten eigene Familien. Totio und Fernanda waren auch vor den Banditen geflohen. Sie hatten alles zurückgelassen, nur die Nähmaschine nicht.

Das alles erzählte er Sofia, während er trat und weaternähte. Er war dabei, eine schwarze Hose zu flicken. Fernanda kam aus der Hütte und setzte sich auf die Bastmatte in den Schatten. Sie war dick und atmete schwer in der Hitze.

»Wer bist du?«, rief sie Sofia von der Bastmatte aus zu. »Wenn du Geld hast, näht dir Totio, was du willst. Hast du viel Geld, dann kann er dir ein Paar Flügel nähen.«

»Sie redet nur so«, sagte Totio und lachte. »Ich kann keine Flügel nähen.«

Er blinzelte Sofia zu und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Hast du auch einen Namen?«, fragte er. »Ich heiße Sofia.«

Er fragte sie weiter aus, wer sie war und woher sie kam. Die ganze Zeit nähte er. Sofia antwortete, so gut sie konnte. Hin und wieder rief Fernanda etwas von der Bastmatte herüber. Dann schlief sie ein und begann zu schnarchen.

»Ich habe eine gute Frau«, sagte Totio. »Manchmal redet sie zu viel. Aber sie ist eine gute Frau.« »Ich möchte auch gern nähen lernen«, sagte Sofia. Totio lächelte. »Das könntest du doch«, sagte er. Die Hose war fertig. Er musterte sie und legte sie dann vorsichtig auf den Tisch. Dann streichelte er die Nähmaschine. »Das hast du gut gemacht, Xio.« Sofia sah ihn erstaunt an.

»Warum sollte eine Nähmaschine keinen Namen haben?«, sagte Totio. »Warum möchtest du nähen lernen?«

»Ich möchte ein weißes Kleid für meine Schwester Maria nähen«, sagte sie.

Die Antwort hatte sie sich vorher nicht ausgedacht. Sie war ganz von allein gekommen. Dann dachte Sofia, dass sie erklären musste, warum sie gerade ein weißes Kleid nähen wollte. Sie erzählte Totio, was in der Nacht geschehen war, als Hapakatanda starb, und von dem Kleid, das er Maria aus der Stadt mitgebracht hatte. Totio nickte nachdenklich, als sie fertig war. »So ist es wohl«, sagte er. »Sie töten, brennen nieder und plündern. Aber niemand denkt daran, dass die Banditen einem kleinen Mädchen, das Maria heißt, auch ein weißes Kleid gestohlen haben.«

»Ich habe ihr das Kleid versprochen«, sagte Sofia. »Bring mir den Stoff, dann bringe ich dir Nähen bei«, sagte Totio. »Wenn du ein schönes Stück Stoff beschaffst und den Faden, den wir dazu brauchen, werde ich dir Nähen beibringen. Erst mit der Hand. Und dann, wenn du dich gescheit anstellst, sollst du es auf der Maschine lernen.«

Sofia konnte es kaum glauben. Sollte sie wirklich die Nähmaschine treten dürfen? Aber woher sollte sie ein

Stück Stoff bekommen?

In dem Augenblick erwachte Fernanda. »Geh jetzt«, sagte Totio. »Jetzt hab ich keine Zeit mehr mit dir zu reden. Komm wieder, wenn du Stoff und Garn hast.«

Sofia machte sich auf den Weg zu ihrer Hütte. Aber zuerst folgte sie einem der Pfade zum Fluss hinunter. Dort gab es einen Hügel, wo sie und Maria manchmal saßen und nach Krokodilen Ausschau hielten. Der Hügel war so weit vom Fluss entfernt, dass keine Gefahr bestand, ein Krokodil könnte sie erwischen. Aber an diesem Tag dachte sie nicht an die Krokodile. Wie sollte sie an ein Stück Stoff für Marias Kleid kommen? Sie hatte kein Geld, Mama Lydia hatte kein Geld.

Dann fielen ihr die frisch gewaschenen weißen Laken ein, die zum Trocknen vor José-Marias Haus hingen. Vielleicht könnte sie um eines bitten? Aber den Gedanken schob sie sofort beiseite. Sie würde sich nie trauen zu fragen. Außerdem würde José-Maria bestimmt böse werden, wenn sie bettelte. Vielleicht würde er sie aus dem Dorf verjagen.

Sofia blieb lange am Fluss sitzen. Es begann schon zu dämmern, als sie sich erhob und nach Hause ging. Sie sah, dass Lydia böse war, als sie die Hütte erreichte.

»Wo bist du den ganzen Tag gewesen?«, fragte sie mit lauter Stimme.

Sofia schlug die Augen nieder, als sie antwortete.

»Nirgends«, sagte sie.

»Nirgends«, sagte Lydia. »Ich dachte, du wärst in den Fluss gefallen. Oder hättest dich verlaufen. Warum kannst du nicht zu Hause bleiben, wenn deine Schwester krank ist?«

»Ich bin wieder gesund, Mama«, rief Maria aus der Hütte. »Geh und hol Wasser«, sagte Lydia. »Beeil dich. Bald ist es dunkel.«

An diesem Abend konnte Sofia nur schwer einschlafen. Sie dachte an Totio. An den weißen Stoff und wie sie ihn beschaffen sollte. An das Versprechen, das sie Maria gegeben hatte.

Aber am meisten dachte sie an die weißen Laken. Oft hingen sie dort morgens in der Dämmerung. Das bedeutete, dass sie auch nachts draußen gehangen hatten. José-Maria hatte viele Laken. Er würde es wahrscheinlich gar nicht merken, wenn eins fehlte. José-Maria dachte bestimmt nicht daran, seine Laken zu zählen. Er hatte so viel anderes im Kopf.

Sofia schlug die Augen in der Dunkelheit auf. Was dachte sie denn da?

Dass sie ein Laken stehlen wollte? Würde sie aus gestohlenem Stoff ein Kleid nähen?

Wollte sie, dass Maria ein Kleid trug, das gestohlen war? Sie krümmte sich in der Dunkelheit zusammen. Ihre Gedanken machten ihr Angst.

Ich kann keins von José-Marias Laken stehlen, dachte sie. Es musste noch eine andere Möglichkeit geben. Aber Sofia fand keinen anderen Ausweg. Und morgens, als sie mit Maria zu den Äckern ging, konnte sie in der Ferne die weißen Laken im schwachen Morgenwind vor José-Marias Haus flattern sehen.

Noch ein Mondumlauf verging. Als wieder Vollmond war, fühlte Sofia, dass sie nicht länger warten konnte. Eines Nachts, als alle schliefen, stand sie vorsichtig auf, schob die Bastmatte beiseite, die vor der Türöffnung hing, und verschwand in der Dunkelheit. Sie hielt den Atem an und lauschte. Alles war sehr still. Irgendwo raschelte eine Ratte. In einer Hütte wimmerte ein Kind im Schlaf. Dann kroch die Angst heran. Was würde geschehen, wenn sie jemand sah? Ich geh wieder schlafen, dachte sie. Ich kann es nicht tun. Selbst wenn ich mir das Laken nur ausleihe. Es wird immer José-Marias Laken sein, auch wenn es Marias Kleid ist.

Gleichzeitig wusste sie, dass das Versprechen, das sie Maria gegeben hatte, wichtiger war. Sie begann durch die Dunkelheit zu laufen, vorbei an den dunklen Hütten, vorbei an der schwachen Glut, die immer noch in vielen Feuerstellen leuchtete.

Dort hingen die Laken. Sie waren wie weiße unruhige Geister im Mondlicht. Sie blieb stehen und lauschte. Ich wage es nicht, dachte sie, ich wage es nicht. Dann schlich sie hastig zur Wäscheleine, nahm ein Laken ab, schob zwei andere zusammen, sodass die Lücke nicht auffiel, und lief davon.

Plötzlich schienen alle Menschen im Dorf wach zu sein. Ihr war, als ob sie durch die Stäbe der Hütten spähten. Die Menschen sahen sie, Sofia, Lydias Tochter, Marias Schwester, die Diebin, die eins von José-Marias Laken gestohlen hatte.

Erst bei ihrer Hütte blieb sie stehen. Sie musste sich vorbeugen um Luft zu bekommen.

Bei der Feuerstelle, die aus alten Eisenringen und einigen gerissenen Zementblöcken gebaut war, stand ein Baum mit einem Loch. Dort hinein stopfte sie das Laken und verschloss das Loch mit Erde.

Dann zog sie vorsichtig die Bastmatte beiseite und legte sich hin.

»Was tust du?«, fragte Maria plötzlich.

Sofia meinte, ihr Herz würde stehen bleiben. War Maria die ganze Zeit, während sie fort war, wach gewesen?
»Ich musste nur mal«, antwortete sie.
Aber Maria war schon wieder eingeschlafen.

Sofia lag wach, bis die Dämmerung kam. Mehrere Male war sie kurz davor, loszulaufen und das Laken auf die Wäscheleine zurückzuhängen. Aber als die Dämmerung kam und Lydia die Hütte verließ, war das Laken immer noch im Baum. Sofia wartete, bis Lydia fort war, dann ging sie rasch hinaus, bevor Maria wach wurde, und wickelte sich das Laken um den Körper unter die Capulana, die sie trug.

Einige Wochen später hatten sie Schulferien. José-Maria hatte sich nicht darüber beklagt, dass ihm ein Laken abhanden gekommen war. Sofia hatte jedes Mal Angst, wenn sie ihm begegnete. Sie hatte ein schlechtes Gewissen und sie war traurig, weil sie das Laken gestohlen hatte. Es wird immer sein Laken bleiben, sagte sie sich. Selbst wenn es ein Kleid wird, das Maria trägt.

Als sie Totio das Laken brachte, fürchtete sie, er würde sie ausfragen, wie sie darangekommen war. Aber er sagte nichts, untersuchte es nur und nickte zufrieden.

»Ich habe kein Garn«, sagte Sofia.
»Das bekommst du von mir«, sagte Totio.
Der Stoff war das Wichtigste.

In dieser Woche nähte Sofia mit Totios Hilfe ein Kleid für Maria. Sofia durfte die Maschine nicht treten, aber Totio sagte, sie würde bestimmt nähen lernen. »Ich habe mit Xio gesprochen«, sagte Totio und nickte zur Nähmaschine.
»Er meint, ihr beide würdet euch eines Tages vertragen.«
»Ist die Nähmaschine ein Er?«, fragte Sofia. »Das glaube ich«, antwortete Totio erstaunt. Er schien noch nie darüber nachgedacht zu haben, ob die Nähmaschine nicht eine Sie sein könnte.
»Er hat jedenfalls nicht gegen seinen Namen protestiert«, sagte Totio. »Und Xio ist kein Name für eine Frau.«

Als Maria wissen wollte, was Sofia nachmittags trieb, sagte sie nur, es sei ein Geheimnis. »Es ist etwas für dich«, sagte sie. »Frag nicht mehr.«

Das Kleid war fertig. Es war sehr schön. Sofia konnte es kaum abwarten, es an Maria zu sehen.
Doch immer noch musste sie ein schweres Problem lösen.
Wie sollte sie Maria erklären, woher sie das Kleid hatte?
Wie konnte sie Lydia dazu bringen zu glauben, dass sie die Wahrheit sagte?
Als sie mit dem Kleid in der Hand dastand, dachte sie, das Einzige, was ihr übrig blieb, war Totio um Hilfe zu bitten.
»Mama Lydia wird vielleicht fragen, woher der Stoff ist«, sagte sie. »Ich habe einen Geldschein auf der Erde gefunden. Anstatt ihn Mama zu geben, habe ich dafür den Stoff gekauft. Sie könnte böse auf mich sein.«
Totio lächelte. Wieder war sie traurig, dass lügen so leicht war.
»Ich werde sagen, du hast ihn von mir bekommen«, sagte er. »Mach dir keine Sorgen.«

An diesem Abend bekam Maria das Kleid. Sofia wollte nicht, dass Lydia es sah. Nicht bevor Maria es angezogen hatte. Sie gab es Maria auf dem kleinen Hügel am Fluss.
Maria traute ihren Augen nicht. Aber als sie das Kleid angezogen hatte, passte es. Sofia hatte es an sich selbst anprobiert, es nur ein wenig größer gemacht. »Ich habe es selbst genäht«, sagte sie. »Das war das Geheimnis. Und den Stoff habe ich von einem alten Mann bekommen. Der hat eine Nähmaschine. Er heißt Totio. Erinnerst du dich an den Inder, der unter dem Baum saß und auf einer Maschine nähte? So eine Maschine hat Totio.«
Sofia sah, wie sehr Maria sich freute. Maria wollte sofort nach Hause laufen und es Lydia zeigen. »Warte bis morgen«, sagte Sofia. »Dann ist Sonntag. Das wird eine Überraschung für Mama.«

Lydia war mindestens genauso erstaunt wie Maria. Aber zu Sofias großer Erleichterung glaubte sie Sofias Erklärung. Am nächsten Tag ging sie zu Totio und bedankte sich bei ihm, weil er Sofia geholfen hatte das Kleid zu nähen.

Sofia machte sich Sorgen, während sie auf Lydia wartete. Aber als Lydia zurückkam, lächelte sie.
»Totio hat gesagt, dass du dich sehr geschickt angestellt hast«, sagte sie.
»Ich möchte gern nähen lernen«, sagte Sofia.

Immer seltener dachte Sofia daran, dass es eigentlich José-Marias Laken war. Maria wollte das Kleid ständig tragen. Sogar wenn sie draußen auf dem Acker war. Dann rollte sie es über den Beinen auf und wickelte ihre Capulana darum herum.

Weitere Mondumläufe vergingen.

Jeden Morgen liefen Sofia und Maria zu den Frauen auf den Äckern. Bald war es Zeit, den Mais zu ernten. Die Pflanzen standen schon hoch.

Sie spielten, während sie liefen. Hüpfen auf beiden Füßen, versuchten die Steine nicht zu berühren, die aus dem Boden ragten. Sie hatten immer viel Spaß.

Eines Morgens, als es in der Nacht geregnet hatte und die rote Erde auf dem Pfad noch feucht war, hatte Sofia die Idee, dass sie abwechselnd mit geschlossenen Augen laufen sollten. Um herauszubekommen, ob das überhaupt ging, versuchte sie es. Sie lief einige Meter mit geschlossenen Augen. Maria war dicht hinter ihr. Es war nicht schwer. Sie probierte es noch einmal aus. Noch ein letztes Mal wollte sie es ausprobieren. Dann wollte sie Maria mitspielen lassen.

Vielleicht kam es daher, weil die Erde feucht war. Jedenfalls stolperte sie und taumelte einige Schritte. Maria war dicht neben ihr. Sofia öffnete die Augen und sah, dass sie nicht mehr auf dem Pfad war. Vielleicht war das Spiel doch schwerer, als sie gedacht hatte.

»Was machst du?«, fragte Maria, die auf dem Pfad dicht neben ihr stand.

»Nichts«, sagte Sofia. »Ich spiele.«

Sie hüpfte auf dem linken Fuß.

Dann setzte sie den rechten Fuß auf, um einen Schritt zum Pfad zurückzumachen.

Da wurde die Erde in Stücke gerissen.

5.

Hinterher war alles sehr still.

Sofia dachte, sie läge in einem Ameisenhaufen und Tausende von wütenden Ameisen bissen und rissen an ihrem Körper. Es war ein Gefühl, als ob sie auch im Bauch Ameisen hätte, im Kopf, in den Beinen. Sie lag auf der Seite, sie konnte nicht richtig sehen und die Schmerzen waren so groß, dass sie nicht einmal schreien konnte. Maria lag einige Meter von ihr entfernt, vornübergefallen, halb in einem Gebüsch. Sofia dachte, ihr weißes Kleid sei weg, über das sie sich so gefreut hatte. Jetzt hingen nur noch einige zerrissene Fetzen Stoff um ihre Taille. Sie waren nicht mehr weiß. Sie waren rot. Sofia begriff, dass es Blut war. Wieder versuchte sie zu schreien, nach Maria zu rufen, nach Mama Lydia. Sie spürte, wie sie fiel, die Ameisen bissen und zerrten an ihrem Körper und dann versank sie in einer endlosen Dunkelheit.

José-Maria stand mit einer Tasse Kaffee da und wollte sie gerade zum Mund führen, als er die gewaltsame Explosion hörte. Er wusste sofort, was passiert war. Jemand war auf eine Mine getreten. Sein Gesicht verzerrte sich vor Angst. Er nahm sich nicht einmal Zeit die Kaffeetasse abzustellen, er warf sie einfach von sich. Dann öffnete er die Tür und lief in die Richtung, aus der der Knall gekommen war. Es war irgendwo unten am Fluss, in der Nähe der äußersten Äcker. Während er lief, rief er Menschen, denen er begegnete, zu, sie sollten die Nonne mit Namen Rut holen. Sie war Krankenschwester. Er lief, so schnell er konnte. Es war schon warm, obwohl es gerade erst sechs Uhr war. Das Herz in seiner Brust raste und im tiefsten Innern fürchtete er sich vor dem, was er zu sehen bekommen würde.

Er kam nicht als Erster an dem Ort an. Die Frauen waren von den Äckern angelaufen gekommen und er konnte hören, wie sie schrien.

Es ist eine von ihnen, dachte er. Aber warum hat sie den Pfad verlassen? Sie wissen doch, dass es hier Minen gibt. Er merkte, dass er fast wütend wurde. Als er die Stelle erreichte, packten ihn mehrere Frauen und versuchten ihm zu erklären, was passiert war. Aber er verstand nicht, was sie sagten, er drängte sich zwischen sie und blieb jäh stehen.

Was er sah, brachte ihn zum Weinen. Es waren die beiden Mädchen, die einander so auffällig ähnlich waren, die Sofia und Maria hießen. Er beugte sich über das Mädchen, das mitten auf dem Pfad lag, er dachte, es sei Sofia, aber er war nicht ganz sicher. Er fiel auf die Knie und breitete die Arme aus.

Vor ihm lag ein blutiger Klumpen. Er sah kaum noch aus wie ein Kind, es war nur Blut, zerrissene Glieder und zerfetzte Kleider.

Doch er merkte, dass sie atmete. Er schrie den Frauen zu, sie sollten still sein, und befahl ihnen, die Mutter der Mädchen zu suchen. Inzwischen waren auch einige Männer gekommen. »Wo ist Schwester Rut?«, schrie er. »Zieht eure Hemden aus, sucht Äste zusammen, bindet die Hemden darum, sodass wir sie als Trage benutzen können.«

Dann kroch er auf Knien zu dem anderen Mädchen, das vornübergefallen dalag. Er versuchte ihren Puls zu fühlen.

Sie ist tot, dachte er. Himmel, das halte ich nicht aus.

Dann fand er ihren Puls. Er war sehr schwach.

Im selben Augenblick hörte er Schwester Ruts Stimme. Sie kam angelaufen.

»Sie leben!«, schrie José-Maria.

Er richtete sich auf zitternden Beinen auf, während Rut sich nacheinander über beide Mädchen beugte. Sie hatte eine Tasche bei sich und begann hastig erst Sofia und dann Maria mit verschiedenen Druckverbänden zu versorgen.

Eine der Frauen half ihr.

Einer der Männer berührte José-Maria an der Schulter und zeigte in eine Richtung.

Die Mutter der Mädchen kam angelaufen. Ohne dass sie überhaupt etwas gesehen hatte, schrie sie, dass es ihm ins Herz schnitt.

»Wie heißt sie?«, fragte er. »Hat sie einen Mann?«

»Lydia«, antwortete einer der Männer. »Ihr Mann wurde von den Banditen umgebracht.«

»Sie darf das hier nicht sehen«, sagte José-Maria.

Dann ging er der laufenden Frau entgegen. Er versuchte Lydia aufzuhalten, aber sie riss sich los. Erst als mehrere Männer sie packten, gelang es ihnen, sie festzuhalten.

Aber da war es schon zu spät.

Da hatte sie ihre Töchter schon auf dem Pfad liegen sehen.

Sie hörte auf zu schreien.

Dann stieg aus ihrer Kehle, was wie ein Heulen klang.

José-Maria würde es nie vergessen.

Ihre Klage würde ihn für den Rest seines Lebens begleiten.

Die Tragen waren bereit. Mehr konnte Rut für die Kinder nicht tun. Vorsichtig wurde Maria hochgehoben. Ein schwaches Wimmern, das war alles, was zu hören war. Jemand breitete behutsam eine Capulana über sie und dann wurde sie zum Weg hinaufgetragen, wo ein Laster wartete.

Erst danach hoben sie Sofia auf die andere Trage.

Als sie sie anhoben, löste sich ihr linker Fuß und blieb auf dem Pfad liegen. Rut nahm ihn vorsichtig hoch und legte ihn auf die Trage. José-Maria wandte sich ab und erbrach sich.

Als sie das Krankenhaus in der Stadt erreichten, dachte José-Maria, es sei schon zu spät.

»Sie sind tot«, sagte er.

Schwester Rut schüttelte den Kopf.

»Sie leben«, antwortete sie. »Noch atmen sie.«

»Werden sie es schaffen?«, fragte José-Maria.

»Wir können nur hoffen«, antwortete Rut.

José-Maria nickte. Er dachte an die Mutter der Mädchen,

Lydia, die bei den anderen Frauen geblieben war.

Er fühlte eine Mischung aus Verzweiflung und Zorn, wie er noch nie gefühlt hatte.

Er dachte daran, dass er Pfarrer war. Er glaubte an Gott.

Er glaubte an einen Gott, der die Welt, die Tiere und die Menschen geschaffen hatte, Meer und Sonne, Mond und Sterne. An einen Gott, der gut war.

Wie war dies hier möglich? Zwei zerrissene arme Kinder, die an einem frühen Morgen auf einem Pfad lagen. Es war, als hätte Rut seine Gedanken gelesen. Sie nahm seine Hand und schüttelte den Kopf.

Sofia und Maria wurden auf zwei andere Tragen gelegt. Das Krankenhaus war arm, das wusste José-Maria. Dort fehlte es an fast allem, in vielen Krankenbetten gab es nicht einmal Laken. Aber die Krankenschwestern und Ärzte waren tüchtig.

Eine der Krankenschwestern hieß Celeste, eine andere Marta. Sie hatten schon viele Menschen gesehen, nachdem Minen explodiert waren. Jetzt sahen sie Sofia und Maria.

»Ich weiß, dass man so nicht denken darf«, sagte Marta. »Aber wäre es nicht besser gewesen, wenn diese Kinder hätten sterben dürfen?«

»Das werden sie wohl«, antwortete Celeste. »Diese Verletzungen können sie nicht überleben.« In dem Augenblick kam ein Arzt mit Namen Raul. Er hatte nicht gehört, was die zwei Krankenschwestern gesagt hatten. Er war jung und er empfand denselben Zorn wie José-Maria, wenn er sah, wie Minen Kinder und Erwachsene zurichteten.

Er untersuchte Sofia und Maria nacheinander. Obwohl Maria weniger verletzt zu sein schien, wusste er sofort, dass es um sie viel schlimmer stand. Die Druckwelle der Explosion hatte innere Verletzungen verursacht. Sie blutete von innen im Gegensatz zu dem anderen Mädchen, das einen Fuß verloren hatte und dem die Beine und der Bauch zerfetzt worden waren.

Die Mädchen wurden weggerollt, damit er anfangen konnte zu operieren.

Er wandte sich an José-Maria, der noch da stand. Rut war schon gegangen, um sich um die Mutter der Mädchen zu kümmern. »Was ist passiert?«, fragte Doktor Raul.

José-Maria breitete die Arme aus. »Sie wussten, dass sie den Pfad nicht verlassen dürfen«, sagte er. »Trotzdem ist es passiert.«

»Es wird passieren, solange die Minen dort liegen«, antwortete Doktor Raul. Er versuchte gar nicht seinen Zorn zu verbergen.

»Haben sie eine Chance zu überleben?«, fragte José-Maria.

Doktor Raul dachte nach, bevor er antwortete.

»Ich weiß es nicht«, sagte er dann. »Vermutlich nicht.«

»Keine von beiden?«

»Vielleicht das Mädchen, das seinen Fuß verloren hat. Das andere Mädchen hat schwere innere Verletzungen.«

Zusammen mit mehreren anderen Ärzten operierte Doktor Raul viele Stunden. Hinterher, als sie müde und verschwitzt waren, wussten sie, dass sie nur noch eins tun konnten: Warten.

Maria und Sofia lagen in zwei Betten nebeneinander. Es war ganz still im Zimmer. Eine Krankenschwester saß auf einem Stuhl am Fenster. Wieder dämmerte es, die Sonne war dabei, sich über den Horizont und die Dächer der Stadt zu erheben.

Zwei Ärzte kamen ins Zimmer.

Sofia schlief. Aber es war, als ob sie trotzdem merkte, was um sie herum geschah. Sie hörte zwei Männer sprechen.

War Papa gekommen? Nein, er war tot, es musste jemand anders sein. Oder hatte sie vielleicht nur alles geträumt?

In dieser Nacht waren keine Monster gekommen.

Sie wusste es nicht. Sie hörte im Schlaf, wie die beiden Männer miteinander redeten. Sie sprachen leise.

»Maria werden wir wohl nicht durchbekommen«, sagte die eine Stimme. »Die Verletzungen sind zu schwer. Wir schaffen es nicht, die Infektionen aufzuhalten.« »Sie ist stark«, sagte die andere Stimme. »Sie sind beide stark.«

»Wir müssen abwarten. Das ist alles, was wir tun können.«

Sofia hörte, wie die Stimmen verstummten, und dann Schritte, die sich entfernten. Tief unten im Dunkel versuchte sie zu begreifen, was sie gehört hatte. Aber die Schmerzen, die kamen und gingen, trieben sie davon auf dem dunklen unterirdischen Meer.

Es war, als ob in ihrem Innern Feuer brannten. Warum tat es so weh? Was war passiert? Sie erinnerte sich nur noch daran, dass sie und Maria auf dem Weg zu den Äckern gewesen waren. Maria hatte ihr weißes Kleid angehabt. Sofia war deswegen böse auf sie gewesen. Sie würde das Kleid auf dem Acker schmutzig machen. Sie waren gelaufen und hatten sich gegenseitig geschubst, daran erinnerte sie sich. Sie hatten gelacht, sich geschubst und waren gelaufen.

Dann war alles weg.

Sie schaukelte auf dem dunklen Meer und die Feuer in ihr brannten.

Plötzlich war ihr, als rief Maria nach ihr. Aber sie konnte sie nicht sehen. Sie lauschte, während sie schaukelte. Jetzt hörte sie es ganz deutlich. Maria rief nach ihr.

Mit einem Ruck tauchte sie an die Oberfläche. Immer noch brannten die Feuer in ihr. Es tat so furchtbar weh. Aber sie schlug die Augen auf. Sie wusste nicht, wo sie war. Das Zimmer war fremd. Das war nicht die Hütte. Nackte, hohe weiße Wände. Von einer Tür fiel schwacher Lichtschein ins Zimmer. Als sie den Kopf drehte, vorsichtig, denn jede Bewegung tat so weh, sah sie eine weiß gekleidete Frau auf einem Stuhl am Fenster sitzen. Das Kinn war ihr auf die Brust gesunken. An der weißen Haube erkannte Sofia, dass es eine Krankenschwester war. Sie schlief. Sofia drehte wieder den Kopf. Neben ihrem Bett war noch ein Bett und dort lag Maria. Das Licht von der Tür fiel in ihr blasses Gesicht.

Plötzlich schlug Maria die Augen auf und sah sie an. »Ich will nach Hause, Sofia«, sagte sie. »Ich hab solche Schmerzen.«

Sofia streckte den Arm aus, obwohl die Schmerzen an ihr zerren. Aber sie wusste, dass sie es tun musste. Sonst würde Maria aufstehen und gehen. Sie würde allein zurückbleiben. Abgesehen von der schlafenden Frau am Fenster wäre sie der letzte Mensch auf der Erde. Ihre Hand reichte bis zu Maria. Sofia berührte sie. »Es tut so weh«, sagte Maria. »Ich will nach Hause.« »Es ist Nacht«, sagte Sofia. »Morgen gehen wir nach Hause.«

Aber Maria richtete sich auf. »Ich geh jetzt nach Hause«, sagte sie.

Dann legte sie sich wieder hin. Sie sah Sofia an. Dann schloss sie die Augen.

Im selben Augenblick wusste Sofia, dass Maria starb. Ihre Hand zuckte. Dann war sie fort.

Sofia schrie.

Die Frau am Fenster erwachte und erhob sich. Sie machte Licht und sah Sofia an. Dann schaute sie zu Maria. Sie versuchte Sofias Hand zu lösen. Aber Sofia ließ Maria nicht los.

Dann tauchte sie wieder in die Dunkelheit. Irgendwo dort war Maria, das wusste sie.

Bald war es wieder Morgen.

Dann würde alles wie immer sein. Sie würden zum Acker laufen, wo Mama Lydia schon hockte und mit ihrer Hacke den Boden lockerte.

Dann würde es Nachmittag und sie würden in die Schule gehen.

Wenn nur die Feuer in ihr aufhören wollten zu brennen.

Sie merkte nicht, dass weiß gekleidete Leute in das Zimmer kamen. Sie sah nicht Doktor Raul an Marias Bett stehen und den Kopf schütteln.

Sie sah nicht, wie sie Maria auf eine Bahre hoben und hinausrollten.

Sie sah nicht, wie Maria mit einem Laken zugedeckt wurde, das sauber und unbenutzt war.

Ein Laken, das Doktor Raul von zu Hause mitgebracht hatte. Er wollte nicht, dass Maria mit zerrissenen und schmutzigen Stoffetzen zugedeckt wurde.

Als Sofia das nächste Mal erwachte, war es schon Tag. Die Sonne schien durch das Fenster. Von draußen konnte sie Autos hören.

Dann entdeckte sie, dass Maria fort war. Ihr Bett war leer. Sie erinnerte sich schwach daran, was in der Nacht geschehen war.

Maria ist nach Hause gegangen, dachte sie. Sie hat mich hier zurückgelassen. Allein. Warum hat sie das getan?

Eine Krankenschwester kam ins Zimmer. »Wo ist Maria?«, fragte Sofia. »Maria ist tot«, sagte die Krankenschwester. Sofia schüttelte den Kopf.

»Sie ist nach Hause gegangen«, sagte Sofia. »Sie ist nicht tot.«

In dem Augenblick kam Doktor Raul. Sofia kannte seinen Namen nicht. Er sah nett aus. Aber sein Gesicht war gezeichnet von Müdigkeit. »Wo ist Maria?«, fragte Sofia.

Doktor Raul kauerte vorsichtig neben ihrem Bett nieder. »Deine Schwester war sehr müde«, sagte er. »Sie war so schwer verletzt, dass sie immer nur schlafen wollte. Das tut sie jetzt. Ihr tut nichts mehr weh. Ich glaube, darüber sollten wir uns freuen. Auch wenn wir traurig sind, dass sie fort ist. Sie hatte so furchtbare Schmerzen, Sofia. Darum ist Maria gestorben.« Sofia sah in seine Augen.

Er strich ihr vorsichtig mit einer Hand über die Stirn. »Deine Mama Lydia ist draußen«, sagte er. »Ich werde

sie holen.«

Doktor Raul verließ das Zimmer und schloss die Tür. Draußen auf dem Fußboden saß Lydia, zusammengesunken, zerstört. Neben ihr stand José-Maria. Der Doktor hockte sich vor Lydia hin.

»Du musst jetzt an Sofia denken«, sagte er. »Geh zu ihr hinein. Aber weine nicht, schrei nicht. Denk daran, dass Sofia sehr krank ist.«

Lydia nickte. José-Maria musste sie vom Boden hochziehen. Dann stützte er sie und führte sie in das Zimmer, in dem Sofia lag. Sie sprachen kaum miteinander. José-Maria stand im Hintergrund. Er sah, wie Lydia Sofia streichelte. Und Sofia verfolgte Lydias Gesicht mit den Augen. Dann ging Lydia. Draußen im Korridor wurde sie ohnmächtig.

Zwei Tage später operierten die Ärzte Sofia erneut. Sie nahmen ihr rechtes Bein kurz oberhalb des Knies ab. Es war nicht zu retten gewesen. Immer noch glaubten sie, dass Sofia ihr anderes Bein behalten könnte, obwohl es auch schwer verletzt war.

Vier Tage später musste Doktor Raul einsehen, dass auch das andere Bein nicht zu retten war. Am nächsten Tag amputierten sie es kurz unterhalb des Knies.

Sofia wusste immer noch nicht, dass sie keine Beine mehr hatte.

In der Nacht nach der zweiten Operation schaukelte sie auf dem unterirdischen Meer. Die Feuer brannten weiter in ihr. Zwei Krankenschwestern kamen in ihr Zimmer. Sie hörte die Schritte, spürte, wie sie das Laken anhoben und ihren Körper berührten.

Dann hörte sie sie miteinander sprechen.

»Es wäre wohl das Beste gewesen, wenn sie auch hätte sterben dürfen wie ihre Schwester«, sagte die eine Stimme.

»Was hat sie für ein Leben zu erwarten?«, antwortete die andere Stimme.

Dann wurde es still im Zimmer. Die Schritte entfernten sich, die Tür schlug zu.

Sofia öffnete die Augen.

Hatten sie von ihr gesprochen? Warum wäre es das Beste gewesen, wenn sie auch gestorben wäre? Warum reichte es nicht, dass Maria gestorben war?

Sie merkte, dass etwas mit ihrem Körper war. Das waren nicht nur die Feuer, die brannten. Vorsichtig strich sie mit der einen Hand über die Brust und den Bauch, über all die Verbände und weiter über das eine Bein. Am Knie war es zu Ende. Ihr Bein war weg.

Sie haben es weggenommen, dachte sie entsetzt. Sie haben mir mein Bein weggenommen.

6.

Noch einmal saß Sofia da und sah ins Feuer. Sie tat es im Traum. Aber alles war so wirklich, dass sie meinte, sogar den Duft von schwarz verbranntem Holz, von Gras und Erde zu riechen.

Dieses Mal suchte sie nicht nach dem Geheimnis des Feuers. Jetzt suchte sie nach Muazenas Gesicht in den Flammen. Sie wollte nach dem Bein fragen, das verschwunden war, dem Bein, das ihr jemand weggenommen hatte. Aber Muazenas Gesicht war nicht da. Sofia schaute ins Feuer, bis nur noch Glut übrig war. Und dann Dunkelheit.

Als sie wach wurde, war es ein neuer Tag. Die Schmerzen kamen und gingen in Wellen. Wieder tastete sie mit der Hand unter dem Laken. Das Bein war weg. Beim Knie war nur noch ein Stumpf übrig, eingewickelt in Verbänden. Sie war sehr müde. Die Schmerzen pochten und hämmerten. Sie war zu müde um darüber nachzudenken, was eigentlich mit ihrem Bein passiert war. Es war, als ob sie sehr weit gelaufen war und erst einmal zu Atem kommen musste. Vielleicht war sie so schnell gelaufen, dass das eine Bein nicht hatte mithalten können? Vielleicht würde es bald wieder an Ort und Stelle sein unterhalb des Knies?

Doktor Raul kam in ihr Zimmer. Sie erkannte ihn jetzt, ohne zu wissen, wer er war. Aber er hockte sich immer neben ihr Bett, sodass sein Gesicht dem ihren nahe kam. Er lächelte. Sofia fand, er sah müde aus. Gab es kein Bett, in dem er sich ausstrecken und ausruhen konnte? »Wie geht es dir, Sofia?«, fragte er.

»Jemand hat mein Bein weggenommen«, antwortete sie. Sie sprach so leise, dass er kaum verstand, was sie sagte. Er beugte sich weiter zu ihr vor und bat sie es zu wiederholen.

»Mein eines Bein ist weg«, sagte Sofia. Er sah in ihre müden Augen. Er sah in ihr Gesicht, das voller Wunden war. Wieder spürte er den Zorn in seinem Herzen. Ein Kind, das seiner Fähigkeit zu laufen beraubt wurde, dachte er. Ein afrikanisches Mädchen, das niemals wird tanzen können.

Er verstand, dass sie glaubte, nur ihr eines Bein sei verschwunden. Sie hatte immer noch nicht gemerkt, dass auch das andere fehlte.

Er sah sie an und dachte, er müsste es ihr sagen. Das war besser, als wenn sie es allein entdeckte. Wie gern hätte er es ihr erspart! Er wünschte, dass er eines Tages nie mehr ein Mädchen wie Sofia in einem Krankenbett sehen müsste, zerrissen von einer Mine. Dennoch hatte er jetzt begonnen zu hoffen, dass dieses Mädchen überleben würde. Noch bestand die Gefahr, dass Infektionen auftreten könnten. Trotzdem glaubte er, sie würde es schaffen. Dieses Mädchen hatte eine erstaunliche Kraft. Er selbst würde wohl nie ganz verstehen, was für Leiden sie zu ertragen hatte. Aber sie war stark. Er dachte, Kraft ist nicht ein Mann, der hundert Kilo heben kann. Kraft ist ein Kind, das überlebt, nachdem es auf eine Mine getreten ist.

Von den Krankenschwestern hatte er gehört, dass Sofia sehr selten schrie.

Doktor Raul beugte sich tief über sie. »Nicht nur dein eines Bein ist weg«, sagte er. »Wir mussten dir auch das andere abnehmen. Sonst könntest du nie mehr gesund werden. Aber ich versprech dir, dass du zwei schöne künstliche Beine bekommst. Und du wirst wieder gehen können, Sofia. Das verspreche ich dir. Du bekommst zwei neue Beine. Sie werden deine besten Freunde sein für den Rest deines Lebens.«

Er betrachtete ihr Gesicht.

»Hast du verstanden, was ich gesagt habe?«, fragte er.

Sofia ließ ihn nicht aus den Augen. Mit ihrer anderen Hand tastete sie ihren Körper ab. Ihr zweites Bein war auch weg. Sie sah Doktor Raul an.

»Ich will meine Beine wiederhaben«, sagte sie.

»Du bekommst neue Beine«, antwortete Doktor Raul.

»Ich will keine neuen«, sagte sie. »Ich will meine alten haben.«

Dann konnte sie nicht mehr sprechen. Die Schmerzen wurden zu groß. Eine Krankenschwester gab ihr etwas zu trinken. Bald schlief sie wieder.

In Sofias unruhigen Träumen lebte Maria. Aber die Bilder waren zerschnitten und verworren. Das weiße Kleid hing auf José-Marias Wäscheleine. Dort hingen viele weiße Kleider, aber keine Laken. Totio trat seine Nähmaschine. Lydia stampfte Körner. Die ganze Zeit suchte Sofia nach Maria. Immer war sie verschwunden, immer war sie unsichtbar. Sie wusste, dass Maria da war. Aber sie konnte sie nicht sehen.

Manchmal, wenn sie erwachte, waren die Schmerzen fast ganz weg. Wenn sie still dalag, ohne sich zu rühren, fühlte es sich fast an wie früher.

In diesen Augenblicken, wenn die Schmerzen für eine Weile aufhörten, dachte sie, dass sie mit José-Maria reden müsste. Sie würde ihm erzählen, dass sie es gewesen war, die das Laken gestohlen hatte. Wenn sie es gestand, würde er ihr sicher helfen, ihre alten Beine zurückzubekommen.

Er kam mehrere Male in der Woche zusammen mit Mama Lydia ins Krankenhaus. Häufig kam er dann allein in ihr Zimmer, bevor er Lydia holte, die draußen auf dem Flur wartete.

Als er sie das nächste Mal besuchte, sagte sie ihm die Wahrheit.

Zuerst glaubte er, sie rede im Fieberwahn. Von was für einem Laken sprach sie? Einem weißen Kleid für Maria? Dann begriff er, dass sie ein Laken von seiner Wäscheleine gestohlen hatte. Daraus war ein weißes Kleid für Maria geworden, die jetzt tot war.

José-Maria erinnerte sich an die Reste von weißem Stoff an Marias Körper, als sie vornübergefallen auf dem Pfad gelegen hatte, nachdem die Mine explodiert war. Aber er hatte nie bemerkt, dass ein Laken verschwunden war. Er sah Sofia an, dass sie Angst hatte. Deswegen war es wichtig, dass er ihre Worte ernst nahm. »Das macht nichts«, sagte er. »Denk jetzt nicht daran.« »Vielleicht könnte ich jetzt meine Beine wiederhaben«, sagte Sofia.

José-Maria war gerührt. Vor ihm im Bett lag ein sonderbares Mädchen, klein und blass. Ihm fiel auf, dass auch schwarze Menschen vor Sorge und Schmerz blass werden konnten.

»Du wirst neue Beine bekommen«, sagte er. »Deine alten Beine konnten einfach nicht mehr.«
Dann ging er hinaus in den Flur und holte Lydia.
»Sie weiß, dass ihre beiden Beine weg sind«, sagte er zu ihr. »Denk dran, dass sie neue Beine bekommt.«
Lydia saß auf dem Fußboden im Flur, der voller Menschen war.
»Wie soll sie das schaffen?«, jammerte sie. »Wir sind so arm.«
»Zuerst muss sie gesund werden«, sagte José-Maria.
»Dann denken wir an die Zukunft. Geh jetzt zu ihr hinein! Weine nicht. Schrei nicht. Erzähl ihr, wie das ganze Dorf daraufwartet, dass sie wieder nach Hause kommt.«

Lydia fiel es immer gleich schwer Sofia zu besuchen. Ihr gepeinigtes Gesicht zu sehen, daran zu denken, dass unter dem Laken keine Beine mehr waren. Lydia dachte, sie könnte nichts tun. Und wie sollte das Leben hinterher werden? Mit Sofia ohne Beine zu Hause im Dorf? Manchmal dachte sie, dass sie alles im Leben verloren hatte. Einmal war sie jung gewesen, genauso jung wie Sofia. Sie hatte Hapakatanda kennen gelernt, sie hatten ein gutes Leben zusammen gehabt. Dann waren die Banditen aus der Dunkelheit gekommen und alles hatte sich verändert. Danach waren sie auf der Flucht gewesen. Als sie geglaubt hatte, sie könnte endlich ein neues Leben zusammen mit ihren Kindern aufbauen, geschah das Furchtbare. Würde es nie ein Ende nehmen? Sollte ihr ganzes Leben nur aus Sorge und Schmerz bestehen?

Sofia freute sich immer, wenn Mama Lydia kam. Sie wünschte, sie wäre nie allein in diesem Zimmer. Sie konnte selbst nicht viel reden. Aber sie hörte Lydia gern zu, die viel und ununterbrochen redete. Sie erzählte von Alfredo und vom Mais, der jetzt geerntet werden musste. Aber sie sprach nicht über Maria. Am Ende, als sie keine Worte mehr hatte, wurde es still im Zimmer. Eine einsame Fliege surrte oberhalb von Sofias Gesicht. Lydia, die auf dem Fußboden neben dem Bett gesessen hatte, erhob sich und streichelte Sofia linkisch über die Wange. »Ich komme bald wieder«, sagte sie. Sofia nickte. Als sie den Kopf bewegte, kehrten die Schmerzen zurück. Sie musste sich dagegenstemmen um nicht zu wimmern. Sie wollte nicht, dass Lydia es hörte.

Am selben Abend, als Sofia allein im Zimmer lag und auf der unterirdischen Dünung schaukelte, als Lydia, Alfredo an sich gedrückt, auf dem Hüttenboden schlief, saß José-Maria auf dem Bett in seinem Zimmer mit einem kleinen Kruzifix in der Hand. Eine einsame Lampe brannte im Zimmer.

José-Maria war Pfarrer. Er glaubte an Gott. Vor langer Zeit war er in Brasilien aufgewachsen. Damals hatte er sich entschieden Pfarrer zu werden. Viele Jahre später war er als Missionar ins ferne Afrika geschickt worden, in das Land, in dem Bürgerkrieg herrschte und viele Menschen großem Leid ausgesetzt waren.

Seitdem waren Jahre vergangen. José-Maria dachte manchmal, dass er mit seinem Gott Probleme hatte. Ihm fiel es schwer, alles zu begreifen, was den Menschen widerfuhr. Oder war es vielleicht umgekehrt? Hatte Gott Probleme mit José-Maria?

Manchmal saß er abends mit dem Kruzifix in der Hand da und versuchte mit Gott zu sprechen. An diesem Abend sprach er über Sofia. Er versuchte zu verstehen, warum ein kleines Mädchen wie sie so leiden musste. Warum hatte ihre Schwester sterben müssen? Er meinte eine müde Stimme in seinem Innern zu hören. Es war, als ob er selbst spräche, aber als ein sehr alter Mann. Die Stimme war alt und brüchig, die Worte undeutlich wie entferntes Flüstern.

Gott ist ein Rätsel, dachte er. Das Schweigen, dem ich begegne, ist Gottes eigene Verzweiflung. José-Maria saß bis tief in die Nacht hinein mit dem Kruzifix in der Hand da. Dann machte er das Licht aus.

Einige Wochen vergingen. Immer seltener schaukelte Sofia auf der unterirdischen Dünung. Die Schmerzen wurden schwächer. Jetzt hatte sie manchmal Hunger und konnte schon im Bett sitzen, wenn sie aß. Eines Tages, als sie allein im Zimmer war, zog sie das Laken beiseite und sah mit eigenen Augen, dass ihre Beine nicht mehr da waren. Die Knie waren mit dicken Verbänden umwickelt. Es war etwas Merkwürdiges mit den Beinen, die nicht mehr da waren. Es war, als ob sie trotzdem Gefühl darin hätte, bis hinunter zu den Füßen. Sie rufen nach mir, dachte sie. Sie sind genauso allein wie ich.

Am selben Tag fragte sie Doktor Raul, was mit ihren Beinen passiert sei.

Ihre Frage überraschte ihn. Er hatte aber gelernt, dass es das Beste war, Sofia die Wahrheit zu sagen.

»Deine Beine sind tot«, sagte er. »Sie waren tot, aber du lebst. Wir haben sie verbrannt. Dann haben wir sie in der Erde begraben.«

Sofia dachte lange über das nach, was er gesagt hatte.

»Hoffentlich habt ihr sie neben Maria begraben«, sagte sie.

Doktor Raul nickte langsam.

»Ja«, sagte er. »Wir haben sie neben Maria begraben.«

Am nächsten Tag durfte Sofia zum ersten Mal auf sein. Wie lange sie im Bett gelegen hatte, wusste sie nicht. Sie hoffte, dass viel Zeit vergangen war. Sie dachte, es sei leichter an Maria zu denken, wenn sich die Zeit weit von ihr entfernt hatte. Eine der Krankenschwestern hob sie in einen verrosteten Rollstuhl mit verbogenen Rädern. Dann schob sie Sofia zur Tür hinaus. Der Flur war voller kranker Menschen. Es roch dumpf nach Schweiß und Wunden. »Du brauchst frische Luft«, sagte die Krankenschwester. Sie hieß Mariza.

Sie kamen hinaus auf das Trottoir vorm Krankenhaus. Verwundert betrachtete Sofia all die Autos, die auf der Straße vorbeifuhren, und die hohen Häuser, all die Menschen, die in verschiedene Richtungen liefen. Mariza stellte den Rollstuhl an einer Hauswand ab. »Hier kannst du ein bisschen gucken«, sagte sie und lächelte. »Ich hole dich später wieder ab.« Sie wickelte eine schmutzige Decke um Sofias Beine. Jetzt kann niemand sehen, dass ich keine Beine habe, dachte Sofia. Dann war sie allein.

Sie konnte sich nicht daran erinnern, wie sie in die Stadt gekommen war. Das Letzte, woran sie sich erinnerte, war, wie Maria und sie auf dem Pfad zu den Äckern gelaufen waren.

Plötzlich erkannte sie, dass sie überhaupt nicht wusste, was passiert war. Warum war Maria tot? Warum hatte sie keine Beine mehr? Warum hatte ihr niemand erzählt, was geschehen war?

Waren die Banditen wiedergekommen?

Ihre Gedanken wanderten hin und her, während sie im Rollstuhl vorm Krankenhaus saß. Um sie herum saßen Frauen auf dem Trottoir, ihre verschiedenen Waren um sich ausgebreitet. Einige hatten sich kleine Tische aus Pappkartons gebaut. Sie verkauften Apfelsinen und Äpfel, Zwiebeln und Erbsen, Schokoladenstückchen und Maiskolben. Einige boten auch Bierdosen an. Hin und wieder blieb jemand stehen und kaufte etwas. Die ganze Zeit redeten die Frauen miteinander, stillten ihre Kinder und ordneten ihre Waren.

Plötzlich merkte Sofia, dass jemand sie in ihrer eigenen Sprache ansprach. Es war die Frau, die direkt neben ihr saß. Sie reichte Sofia eine halbe Apfelsine. Sofia schüttelte den Kopf, sie hatte kein Geld um zu bezahlen. Dann begriff sie, dass die Frau ihr die halbe Apfelsine schenken wollte. Sie nahm sie entgegen.

»Was ist mit dir passiert?«, fragte die Frau. Sie war jung und hatte ein strahlendes Lächeln.

»Ich weiß nicht«, antwortete Sofia. »Irgendwas ist mit meinen Beinen passiert und Maria ist gestorben.« »War das deine Mama?« »Meine Schwester.«

»Yo Mammanó, inó«, klagte die Frau. »Der Krieg tötet alle. Wie heißt du?«

»Sofia Alface.«

»Ich heiße Miranda«, sagte die Frau. »Ich will deine Freundin sein.«

Die Apfelsine schmeckte besser als alles andere, was Sofia jemals gegessen hatte. Sie sah die Frau an und musste plötzlich lachen.

Aber das klang fremd.

Es war, als ob sie fast vergessen hätte, wie es ist zu lachen.

In der nächsten Woche fuhr Mariza sie jeden Vormittag und Nachmittag hinaus. Jeden Tag war Miranda dort. Einige Male geschah es, dass Doktor Raul hinaus auf die Straße kam und eine Zigarette rauchte. Eines Tages gab er Miranda einige Geldscheine.

Da sie Sofia weiterhin Apfelsinen gab, begriff Sofia, dass Doktor Raul sie bezahlte.

Bald kannte Sofia alle Frauen, die auf der Straße um sie herum waren. Sie riefen schon, wenn Mariza mit dem Rollstuhl kam, und manchmal setzten sie ihr eins der kleinsten Kinder auf den Schoß, wenn sie etwas erledigen mussten. Sofia saß auch draußen auf der Straße, wenn Mama Lydia und José-Maria sie besuchen kamen.

Eines Tages holte Mariza sie früher ab. »Jetzt darfst du Mestre Emilio kennen lernen«, sagte sie. »Wer ist das?«, fragte Sofia.

»Das ist der, der deine neuen Beine macht«, sagte Mariza. Mestre Emilio war in einem Zimmer, das voller Arme, Beine, Füße und Hände war. Zuerst fand Sofia es unheimlich in dem Zimmer. Aber Mestre Emilio war ein Mann, der viel lachte. Er gab ihr die Hand und sagte, dass alles gut werden würde. Er erinnerte sie an Totio. Er würde ihr ein Paar richtig schöne Beine machen, aus Plastik würden sie sein, und sie würde schwarze Schuhe bekommen. Dann nahm er mit Marizas Hilfe vorsichtig die Verbände ab. Zum ersten Mal sah Sofia die Wunden an ihren Knien. Sie waren immer noch nicht verheilt. Ihr wurde schlecht und sie guckte weg. Mestre Emilio hantierte mit einem Maßband und schrieb Zahlen in ein Notizbuch. Dann legten sie die Verbände wieder an.

»Bald kannst du anfangen gehen zu üben«, sagte Mestre Emilio. »Es wird schwer und anstrengend. Aber du

wirst es schaffen.« Sofia nickte.

»Du willst doch wieder gehen können?«, fragte er. »Ja«, sagte Sofia.

Aber im tiefsten Innern wusste sie nicht, was sie wollte. Es gab Tage und Nächte, da dachte sie nur an Maria. Maria, die tot war, die es nie mehr geben würde. Selbst wenn sie ein Paar künstlicher Beine bekommen würde, sie würde nie wieder rennen, niemals tanzen können. Sie würde Krücken benutzen müssen. Vielleicht war es besser, wenn sie auch starb? Ihre Beine warteten schon auf sie in der Erde.

Sie sprach mit niemandem über ihre Gedanken. Nicht mit Mama Lydia, nicht mit José-Maria, nicht mit Doktor Raul.

Eines Tages kam Doktor Raul früh am Morgen in ihr Zimmer.

»Heute wirst du umziehen«, sagte er. »Wir brauchen das Zimmer für andere Menschen, die kränker sind als du.«

Wie gewöhnlich hatte er sich neben ihr Bett gehockt.

»Du wirst gut zurechtkommen«, sagte er. »Niemand macht so schöne Beine wie Mestre Emilio. Jetzt kannst du üben wieder gehen zu lernen.«

»Fahre ich nach Hause?«, fragte Sofia.

Doktor Raul schüttelte den Kopf. »Das ist zu weit weg«, antwortete er. »Du musst noch eine Weile in der Stadt bleiben, bis deine Beine fertig sind und du richtig gehen kannst. Es ist zu weit um dich jeden Tag abzuholen.«

Spät am Nachmittag holte Mariza sie ab. Sie schob sie in dem verrosteten Rollstuhl. Draußen wartete ein Auto auf sie. Sie wurde in das Auto gehoben. »Morgen seh ich dich wieder«, sagte Mariza.

Das Auto fuhr durch die Stadt. Sofia hatte Angst. Sie wusste nicht, wohin sie kam. Wenn sie nun einfach zwischen all den Menschen verschwand, sie und der Rollstuhl? Niemand würde sie wieder finden. Sie versuchte sich zu merken, welchen Weg sie fuhren. Aber die vielen Straßen der Stadt verwirrten sie. Schließlich wusste sie nicht einmal mehr, in welcher Richtung das Krankenhaus lag.

Endlich bog das Auto durch ein Tor auf einen Hof ein, um den herum mehrere große Häuser lagen. Das Auto hielt an. Der Fahrer hob Sofia und den Rollstuhl heraus. »Hier wirst du wohnen«, sagte er. »Jeden Morgen wirst du von einem Auto abgeholt und ins Krankenhaus gebracht. Dort lernst du dann wieder gehen.« Das Auto fuhr davon. Sofia saß im Rollstuhl. Auf dem Schoß hatte sie eine Apfelsine, die Miranda ihr gegeben hatte.

Sie sah sich um. Nirgends waren Menschen.

Sie war allein. Die Sonne ging schon unter.

Bald war es Nacht.

Sie war verlassen.

7.

Sofia saß die ganze Nacht in ihrem Rollstuhl.

Über ihrem Kopf leuchtete und flimmerte der Sternenhimmel. Hin und wieder nickte sie eine Weile ein. Sie hatte sich die Decke über den Kopf gezogen. Jedes Mal, wenn sie aus dem unruhigen Schlaf erwachte, fragte sie sich, wo sie war.

Vergessen, dachte sie. Weggeworfen. Sie brauchen mein Bett im Krankenhaus. Lydia wird mich nie wieder finden. Der Rollstuhl wird in der Erde versinken.

Sofia hatte keine Angst vor der Dunkelheit. Aber sie hatte Angst, weil sie sich nicht bewegen konnte. Als es dunkel wurde, hatte sie versucht den Stuhl zu bewegen. Aber die Räder waren so verbogen, dass sie sich nicht von der Stelle rührten. Bis zuletzt hatte sie gehofft, jemand werde kommen. Aber als es dunkel wurde und die Geräusche der Stadt schwächer wurden, war ihr klar, dass sie die ganze Nacht draußen sitzen musste.

Sie dachte daran, dass sie sich aus dem Stuhl rutschen lassen und unter einen der Bäume bei dem Haus kriechen könnte. Aber sie blieb sitzen. Es juckte unter den Verbänden an den Knien.

Damit sie sich nicht so allein fühlte, sang sie in der Nacht. Sie dachte, wenn sie richtig laut sang, könnte Maria unter der Erde sie hören, wo sie jetzt war. Sie sang alle Lieder, die ihr einfielen. Sie sang laut und leise, schnell und langsam, wieder und wieder. Das machte ihre Angst vorm Alleinsein kleiner. Es half auch, nicht mehr daran zu denken, was geschehen würde, wenn die Nacht vorbei war.

Sie erinnerte sich daran, wie Hapakatanda mit ihr und Maria, als sie noch ganz klein gewesen waren, manchmal abends die Sterne betrachtet hatte. Er hatte ihnen verschiedene Sternbilder gezeigt, die Tieren glichen, und sie aufgefordert, jede solle sich einen Stern aussuchen. »Für jeden Menschen gibt es einen Stern«, hatte er gesagt. »Er wird uns leuchten, solange wir leben. Wenn ihr einmal sterbt und mit euren Vorfahren lebt, verschwindet der Stern.«

Sofia erinnerte sich daran, dass sie gefragt hatte, ob man auch Sterne begräbt, die vom Himmel fallen. Hapakatanda hatte sich über ihre Frage gewundert. »Darüber habe ich noch nie nachgedacht«, sagte er. »Aber das tut man bestimmt.«

Nach der langen Nacht war endlich die Dämmerung gekommen wie ein schwacher hellroter Streifen in der Dunkelheit gleich über dem Horizont. Und plötzlich war es helllicher Tag. Die Stadt war wieder zum Leben erwacht. Aus der Ferne hörte sie Busse und Autos, in einem Haus hatte jemand ein Radio eingeschaltet. Schließlich kam wirklich ein Mensch. Es war eine Frau. Sie war groß und dick. Sie blieb vor Sofias Rollstuhl stehen. »Wer bist du?«, fragte sie. »Warum sitzt du hier?« »Ich heiße Sofia. Ich bin gestern angekommen.« Die Frau schüttelte den Kopf. »Du solltest erst heute kommen«, sagte sie. »Hast du die ganze Nacht hier gesessen?« Sofia nickte.

Die Frau schlug die Hände zusammen. Sie war böse. »In dem Krankenhaus geht aber auch alles durcheinander«, sagte sie. »Wie konnten sie dich bloß einen Tag zu früh abliefern?« »Ich weiß nicht«, sagte Sofia. »Und du hast die ganze Nacht hier gesessen?« »Ja«, sagte Sofia.

»Armes Kind«, sagte die Frau. »Jetzt zeig ich dir, wo du wohnen wirst. Und dann kriegst du was zu essen. Ich heiße Veronica und ich arbeite hier.« Sie packte den Rollstuhl und begann ihn zu schieben. Die verbogenen Räder holperten über den unebenen Hof. Es ging durch eine weitere Pforte und sie gelangten auf einen zweiten Hof. Dort stand ein langes Gebäude mit einem Gang unter dem überstehenden Dach. Einige Türen waren offen. Vor jeder Tür saß ein Mensch. Sofia sah, dass sie alle sehr alt und krank waren. Viele hatten schmutzige Verbände um verschiedene Körperteile. Manche hatten keine Beine, anderen fehlten Finger oder die ganzen Hände. Es roch schrecklich und Sofia fragte sich, wie sie es hier aushaken sollte. Am Ende des langen Ganges blieb Veronica vor einer geschlossenen Tür stehen. »Hier wirst du wohnen«, sagte sie und öffnete die Tür. Sofia sah in ein finsternes Zimmer. Darin standen zwei alte Stahlbettgestelle ohne Matratzen. »Ganz allein?«, fragte Sofia.

»Wenn du gehen gelernt hast, darfst du nach Hause zu deiner Mama«, sagte Veronica. »Bald kriegst du was zu essen.«

Sofia ließ sich aus dem Rollstuhl rutschen. So war es wohl, als ich noch klein war und nicht gehen konnte, dachte sie.

Sie kroch über die Schwelle. Dann blieb sie auf dem Fußboden sitzen und sah sich um. Es gab nichts weiter als die Betten im Zimmer. Eine Holzplatte verdeckte ein Eoch in der Wand, wo früher ein Fenster gewesen war. Plötzlich schoss aus einer Ecke eine Ratte hervor und verschwand durch die Tür nach draußen. Sofia rutschte zum Bett. Sie wusste, dass sie nicht kriechen durfte. Dann könnten die Bandagen um ihre Beinstümpfe kaputtgehen. Es gab nur eine einzige Möglichkeit sich vorwärts zu bewegen, sie musste auf dem Po rutschen. Sie schaffte es auch, sich auf das Bett zu ziehen. Erschöpft streckte sie sich auf den verrosteten Stahlfedern aus. Sie scheuerten in ihrem Rücken und Nacken. Aber sie war sehr müde nach der langen Nacht im Rollstuhl. Sie war zu müde um zu denken und schlief auf der Stelle ein.

Als sie aufwachte, tat ihr der ganze Körper weh. Auf dem Fußboden neben dem Bett stand ein Teller mit kalter Maisgrütze und einem Stück Speck. Sie ließ sich auf den Fußboden rutschen und nahm den Teller mit zur Türöffnung.

Draußen rutschte ein Mann ohne Augen vorbei. Sie folgte ihm mit Blicken. Er verschwand in einer der äußersten Türen des langen Gebäudes. Sofia erriet, dass sie dorthin musste, um ihre Notdurft zu verrichten. Sie war hungrig und begann zu essen. Aber das Essen schmeckte so schlecht, dass sie sich zwingen musste es hinunterzuschlucken. Sie dachte, dass es vielleicht verboten war das Essen nicht aufzuessen. Vielleicht würde man sie dann zur Strafe noch eine Nacht draußen im Rollstuhl sitzen lassen? Als der Teller leer war, stellte sie ihn beiseite und blieb in der Türöffnung sitzen. Sie sah ihre schmutzigen Verbände und war sehr traurig.

Sie wollte nicht in dem dunklen Zimmer wohnen. Auch wenn sie nicht gehen konnte, sie wollte nach Hause zu

Mama Lydia und Alfredo. Warum sollte sie bei den vielen alten und kranken Menschen wohnen, die sie nicht kannte?

Hier gibt es nicht einmal Feuer, dachte sie. Es gibt keine Flammen, in die ich hineinschauen könnte. Sie haben mir nicht nur meine Beine weggenommen. Sie haben mir auch alle Geheimnisse des Feuers genommen.

Wie lange sie in der Türöffnung gesessen hatte, wusste sie nicht. Als Veronica mit ihrem massigen Körper angewatschelt kam, um den leeren Teller abzuholen, sah sie, dass Sofia traurig war. Obwohl sie viel zu tun hatte, denn sie musste für alle, die hier wohnten, das Essen zubereiten, setzte sie sich zu Sofia, nahm sie in die Arme und drückte sie an sich.

»Jetzt bist du traurig«, sagte sie. »Du hast keine Beine, du kannst nicht gehen. Deine Schwester ist nicht mehr da und du kennst niemanden hier. Du fragst dich, was geschehen wird. Und du musstest eine ganze Nacht allein im Rollstuhl sitzen. Das Essen ist auch nicht gut, obwohl ich das Beste aus dem bisschen zu machen versuche, was mir zur Verfügung steht. Du bist traurig und weißt nicht, was geschehen wird. Ist es nicht so?«

Veronica hielt sie in ihren großen Armen wie in einem Schraubstock fest. Sofia nickte nur schwach als Antwort. Gleichzeitig war es schön. Sie konnte Veronicas Herz spüren.

»In ein paar Tagen ist es leichter«, sagte Veronica. »Und du musst wieder gehen lernen. Du musst so lange hier bleiben, bis du deine neuen Beine bekommst.« Als Veronica gegangen war, fühlte Sofia sich besser. Nicht viel, aber trotzdem.

Am nächsten Morgen weckte Veronica sie früh. Sofias ganzer Körper schmerzte, nachdem sie auf den Stahlfedern geschlafen hatte. Einmal war sie nachts aufgewacht, weil eine Ratte über sie hinwegsprang. »Wenn du wenigstens eine Matratze hättest, auf der du liegen könntest«, sagte Veronica. »Aber wir haben keine. Wir müssen froh sein, dass es etwas zu essen gibt.« Sofia rutschte zur Pumpe auf dem Hof und wusch sich. Dann kroch sie in den Rollstuhl. Veronica brachte sie auf den äußeren Hof. Von dort holte ein Auto sie ab. Im Krankenhaus wurde Sofia in einen großen Raum gebracht. An der einen Wand waren lauter Spiegel. Durch den Raum führten verschiedene Holzgeländer. Dort gingen Menschen in jedem Alter herum und lernten zum zweiten Mal in ihrem Leben gehen. Die meisten hatten nur ein künstliches Bein, einige hatten zwei. Sofia saß im Rollstuhl und betrachtete sie. Würde sie das jemals lernen? Plötzlich klopfte ihr jemand auf die Schulter. Als sie den Kopf drehte, sah sie Mestre Emilio, der ihr entgegenlächelte.

»Jetzt ist es so weit«, sagte er und hielt zwei Stöcke aus Holz vor ihr hoch. Ganz oben waren Riemen befestigt. Am anderen Ende waren zwei Schuhe angebracht. »Mit diesen hier wirst du anfangen«, sagte er. »Deine Knie müssen sich erst daran gewöhnen, dass sie bald zwei neue Beine haben werden. Anfangs wird es wehtun. Du wirst dir Stellen aufscheuern, aber in ein paar Monaten sind die Wunden verheilt.«

Während Mestre Emilio redete, war ein anderer Mann in einer weißen Jacke zum Rollstuhl gekommen. Er war viel jünger als Mestre Emilio.

»Das ist Benthino«, sagte Mestre Emilio. »Er wird dir helfen, bis du wieder gehen kannst.«

Benthino lächelte sie an. »Sofia«, sagte er, »am besten, wir werden Freunde. Wir werden uns lange Zeit jeden Tag treffen.«

»Ja«, sagte Sofia.

Sie befestigten die beiden Stöcke an ihren Knien. Dann richtete sie sich im Stuhl auf. Sie spürte, wie ihre Knie schmerzten. Trotzdem hätte sie am liebsten gesungen. Sie stand wieder!

Benthino gab ihr zwei Krücken.

»Versuch mal einen Schritt zu machen«, sagte er. »Du fällst nicht hin. Du hast die Krücken. Und ich bin hier. Ich fang dich auf, wenn du fällst.«

»Wie soll ich das machen?«, fragte Sofia.

»Wie immer«, sagte Benthino. »Du darfst nicht daran denken, dass es Beine aus Holz sind. Du sollst einfach so gehen wie früher.«

Sie machte einen Schritt. Es war ungewohnt und steif. Als ob sie versuchte auf Stelzen zu gehen. Die Knie taten ihr weh und die Riemen an den Oberschenkeln drückten und scheuerten. Benthino ließ sie los. Er und Emilio stellten sich an die gegenüberliegende Wand.

»Komm her«, rief Benthino. »Geh langsam. Du fällst nicht.«

»Ich kann nicht«, antwortete Sofia.

»Du kannst«, sagte Benthino.

Sie versuchte einen Schritt zu machen. Es war ein Gefühl, als höbe sie etwas sehr Schweres an, das an ihrem Körper hing. Zuerst das eine Bein, dann das andere. *Vor ihrem inneren Auge sah sie sich selbst und Maria den Pfad entlanglaufen.* Das nächste Bein. Es anheben, vor das andere setzen, *jetzt laufen sie. Sie spielen. Ein neues Spiel, das Sofia sich ausgedacht hat.* Das nächste Bein. Ein Schritt vorwärts, mit den Krücken

abstützen, das Gleichgewicht finden. *Sie wollen mit geschlossenen Augen laufen. So macht sie es immer, wenn sie ein neues Spiel erfindet. Zuerst probiert sie es selbst aus. Dann sagt sie Maria, wie es geht.* Der nächste Schritt. Den Holzstock mit dem schwarzen Schuh anheben und vorwärts, die Krücken auf dem Boden abstützen. *Sie schließt die Augen und läuft. Aber der Pfad ist feucht. Sie rutscht aus und stolpert, findet keinen Halt.* Das nächste Bein. Die Krücken nach vorn, dann den Fuß, den Körper anheben, die Balance halten. *Sie öffnet die Augen, sie ist außerhalb des Pfades. Sie steht auf einem Bein, dreht sich um und sieht Maria. Sie weiß, dass sie nicht auftreten darf. Aber es ist schon zu spät.* Sofia fiel.

Benthino lachte. Er und Emilio hoben sie auf, sammelten die Krücken ein, befestigten einen Riemen, der sich gelöst hatte. Plötzlich sahen sie, dass Sofia Tränen in den Augen hatte.

»Hast du dir wehgetan?«, fragte Benthino. »Wir haben nur gespielt«, sagte Sofia. »Ich bin gestolpert.«

Benthino verstand nicht, was sie meinte. Er wollte, dass sie weiterging. Aber Mestre Emilio legte die Hand auf seinen Arm und sagte, Sofia müsse sich erst mal ausruhen.

Er hatte so etwas wohl schon öfter erlebt. Er begriff, dass Sofia erst jetzt verstanden hatte, was eigentlich passiert war, als die Mine explodierte.

»Heute üben wir nicht mehr«, sagte er. »Doktor Raul hat gesagt, dass du gern auf der Straße sitzt.« Sofia nickte. Sie hörte nur aus der Ferne, was er sagte. Sie dachte an das, was passiert war, das, was sie erst jetzt begriffen hatte. Eine Mine war explodiert. Sie hatte gespielt, sie hatte die Augen zugemacht, während sie lief. Sie war auf die Mine getreten. Es war ihre Schuld, dass Maria tot war.

Innen drin war sie ganz kalt. Nur Monster brachten andere Menschen um.

Mestre Emilio rollte sie hinaus auf die Straße. »Benthino holt dich ab, wenn es Zeit ist, nach Hause zu fahren. Bleib hier in der Sonne sitzen, damit dir wieder warm wird.«

Miranda war da. Und all die anderen Frauen. Aber Sofia wollte mit niemandem reden. Sie zog sich die Decke über den Kopf. Sie wollte unsichtbar sein. So saß sie noch da, als Benthino sie abholte. Sie gab keine Antwort, als er fragte, warum sie unter der Decke saß. Als das Auto sie in das Altenheim gebracht hatte und Veronica sie in ihrem Stuhl zu ihrem Zimmer rollte, saß sie immer noch mit der Decke über dem Kopf da. Sie wollte nichts essen. Erst als sie sich in ihr Zimmer geschleppt und die Tür zugemacht hatte, zog sie sich die Decke vom Kopf. In ihr war es ganz leer, genauso leer wie in dem dunklen Zimmer, wo sie auf dem Fußboden saß. Sie konnte nur eins denken, sie wollte nicht mehr leben. Es war ihre Schuld, dass Maria tot war.

Ich geh nie mehr von hier weg, dachte sie. Ich bleibe hier auf dem Boden sitzen, bis ich alt bin.

Es wurde Abend. Veronica brachte einen Teller mit Essen. Aber Sofia warf sich die Decke über den Kopf und gab keine Antwort, als Veronica fragte, ob sie nicht hungrig sei. Veronica ging und machte die Tür hinter sich zu. Sofia ließ die Decke über ihrem Kopf. Unbeweglich saß sie da und wartete darauf, dass sie alt wurde.

Die Tür wurde wieder geöffnet. Sie dachte, es wäre Veronica, die noch einmal zurückkäme.

Aber etwas war anders. Das waren nicht Veronicas Schritte. Sofia saß unter der Decke und versuchte herauszubekommen, wer es war. Sie hörte, wie sich die Person, die hereingekommen war, aufs andere Bett setzte. Sie hörte auch, wie ein Licht angezündet wurde, und spürte den Geruch nach Rauch und Stearin durch die Decke dringen. Schließlich konnte Sofia ihre Neugier nicht länger beherrschen und zog die Decke weg.

Auf dem anderen Bett saß ein Mädchen in ihrem Alter. Sofia sah, dass ihr ein Bein fehlte, das linke. Sie sahen einander an.

»Ich heiße Hortensia«, sagte das Mädchen. »Wie heißt du?« »Sofia.«

»Hast du auch ein Bein verloren?« »Beide.«

Es war wieder still. Sie sahen einander an. »Warum sitzt du unter der Decke?«, fragte das Mädchen. Sofia gab keine Antwort. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Ich soll hier wohnen«, sagte Hortensia. »Während ich im Krankenhaus lerne mit einem neuen Bein zu gehen.«

Sofia dachte, sie träumte. Musste sie wirklich nicht mehr allein hier sein?

»Wie lange bleibst du hier?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht«, antwortete Hortensia. »Bestimmt sehr lange.«

Von diesem Augenblick an veränderte sich alles für Sofia.

Sie war nicht mehr allein.

Hortensia und Sofia wurden Freundinnen. Manchmal dachte Sofia, es wäre, als hätte sie eine neue Schwester bekommen. Es konnte nie dasselbe werden wie mit Maria. Aber alles war so viel leichter geworden, seit Hortensia da war. Nachts konnte Sofia auf ihre Atemzüge lauschen und sie wusste, dass sie auch noch am Morgen da sein

würde. Sie fuhren zusammen ins Krankenhaus, sie übten zusammen, sie saßen zusammen draußen bei den Frauen. Sie halfen einander die Haare flechten, sie erfanden Lieder und sie redeten über alles, was um sie herum geschah. Hortensia war auch auf eine Mine getreten. Sie kam von weit her, so weit, dass ihre Mama sie niemals besuchen konnte.

»Ich leihe dir meine Mama«, sagte Sofia. »Lydia hat auch Platz für dich.«

Das stimmte genau. Als Lydia zu Besuch kam und sah, wie froh Sofia darüber war, dass sie nicht mehr allein war, behandelte sie Hortensia sofort, als ob sie ihre Tochter wäre.

Die Tage vergingen schnell. Obwohl es sehr schwer war, auf neuen Beinen gehen zu lernen, merkten sie beide, dass es immer besser und besser ging. Eines Tages stellte Sofia fest, dass sie es mit nur einer Krücke schaffte. Mestre Emilio kam dazu und beobachtete ihre Fortschritte. Er versprach, dass ihre Beine bald fertig sein würden. Eines Abends erzählte Sofia Hortensia, dass sie schuld an Marias Tod war. Hortensia schüttelte den Kopf.

»Du konntest doch nicht wissen, dass gerade dort eine Mine lag«, sagte sie. »Es war nicht deine Schuld. Die Mine ist schuld.«

Als Sofia hörte, was Hortensia sagte, beschloss sie sich nie mehr unter der Decke zu verkriechen.

Sie sprachen über alles miteinander. Aber da war etwas, das sie nie berührten. Sie wussten, dass sie sich eines Tages trennen mussten. Hortensia würde nach Hause fahren und Sofia würde nach Hause fahren. Den Gedanken konnte Sofia einfach nicht denken. Sie wollte Hortensia nicht verlieren, wie sie Maria verloren hatte. Auch wenn Hortensia weiterlebte, wäre es doch dasselbe. Sie würden sich nie mehr wieder sehen.

Für Hortensia war alles leichter, weil sie nur ein neues Bein brauchte. Für Sofia war es viel schwerer. Manchmal war sie neidisch auf Hortensia, die nur ein Bein verloren hatte. Aber das behielt sie für sich. Sie erzählte nie jemandem, was sie fühlte.

Eines Tages, sie waren gerade zurückgekommen in das Heim für Alte und Kranke und saßen in der Türöffnung und warteten aufs Essen, da kam ein Mann, der sagte, Hortensia brauche nicht mehr zu üben. Sie solle das bisschen, was sie besaß, zusammenpacken und sofort gehen.

Er würde sie zu einem Bus fahren, der sie nach Hause bringen würde.

Sie konnten sich fast nicht mehr voneinander verabschieden. Alles ging so schnell. Sie berührten einander nur schüchtern an den Händen. Dann war Hortensia fort. Sofia saß in der Türöffnung und sah sie gehen. Hortensia bog um die Ecke und war fort.

Sofia machte die Tür hinter sich zu.

Wieder war sie allein.

8.

Sofia hat Hortensia nie vergessen.

Aber sie hat sie nie wieder gesehen.

Jeden Morgen, wenn sie erwachte, wurde sie daran erinnert, dass Hortensia nicht mehr da war. Das Bett war leer. Sie fragte Veronica, ob vielleicht ein anderes Mädchen kommen würde. Aber Veronica wusste es nicht.

Das Bett blieb leer.

Die Tage vergingen langsam und schwer. Manchmal dachte Sofia, dass die sonderbare Zeit, die es gab und nicht gab, wie die trägen Flusspferde war, die sie im Fluss hatte herumschwimmen sehen, wenn sie und Maria ihre Kleider wuschen.

Auch wenn Sofia um jeden Preis und so schnell wie möglich so gut gehen lernen wollte, dass sie wieder nach Hause konnte, fragte sie sich doch oft, wie die Zukunft aussehen würde. Nie würde sie rennen oder tanzen können und sie dachte, dass kein Mann sie würde haben wollen, wenn sie erwachsen war und sich Kinder wünschte. Die

Gedanken waren weniger schwer gewesen, als noch jemand da war, mit dem sie sie teilen konnte. Aber Hortensia war und blieb fort.

Eines Tages waren ihre neuen Beine fertig. Doktor Raul holte Sofia aus dem großen Raum, in dem sie mit Benthinos Hilfe gehen übte. Zusammen gingen sie zu Mestre Emilio. Er lächelte ihr entgegen und zeigte auf zwei Beine, die gegen den Tisch gelehnt waren.

»Darf ich dir deine neuen Freunde vorstellen«, sagte er. »Sie werden von jetzt an viele Jahre mit dir zusammen sein. Da du noch wächst, wirst du später einmal zwei neue längere Beine brauchen. Aber bis dahin sind die hier deine besten Freunde.«

Die Beine waren aus hellbraunem Plastik. Sie waren dick wie gewöhnliche Beine und hatten unten keine Schuhe. Das eine Bein war länger als das andere, da es oben am Schenkel befestigt werden musste.

Gemeinsam passten sie Sofia die neuen Beine an. Als sie sich aufrichtete, merkte sie, dass sie passten. Es scheuerte nur ein wenig unterm linken Knie. Wenn sie ihre Capulana bis zu den Füßen fallen ließ, könnte niemand sehen, dass es nicht ihre eigenen Beine waren. Doktor Raul sagte, sie solle ein wenig im Zimmer herumgehen.

»Tut es weh?«, fragte er. Sofia schüttelte den Kopf.

»Kann ich jetzt nach Hause?«, fragte sie stattdessen. »Noch nicht«, antwortete Doktor Raul. »Du musst noch mindestens einen Monat zum Üben hier bleiben. Aber dann darfst du nach Hause.«

An diesem Abend versuchte Sofia ihre Capulana auf verschiedene Weise zu drapieren, damit die künstlichen Beine nicht zu sehen waren. Sie ging vor dem langen Haus auf und ab und es war fast so, als ob alles wie früher sei. Wer es nicht wusste, konnte nicht erkennen, dass ihre Beine aus Plastik waren.

Von diesem Tag an benutzte Sofia keinen Rollstuhl mehr. Vorher hatte sie ihre Beine immer erst im Krankenhaus angelegt. Jetzt tat sie es morgens und behielt sie an, bis sie abends zurückkam und schlafen ging. Sie nahm sie mit ins Bett und legte sie unter die Decke, weil sie Angst hatte, jemand könnte sie stehlen.

Eines Abends, als sie mit ihren Beinen neben sich im Bett lag, dachte sie, sie musste jedem einen Namen geben. Wenn es so war, wie Doktor Raul gesagt hatte, dass sie ihre besten Freunde waren, mussten sie Namen haben. Sie lag in der Dunkelheit und dachte nach. Wie konnte man Beine eigentlich nennen? Nachdem sie hin und her überlegt hatte, beschloss sie, das rechte Bein *Kukula* und das linke Bein *Xitsongo* (bedeutet »kurz« und »lang« in Sofias Sprache) zu nennen. Sie beschloss auch, niemandem zu erzählen, wie sie ihre Beine genannt hatte. Sie dachte daran, was die alte Muazena einmal gesagt hatte: Seine Geheimnisse verwahrt man am besten und sichersten, indem man sich an ein Feuer setzt und sie in die Flammen wirft. Dann sind sie für immer dort, selbst wenn das Feuer erlischt. Sie leben erneut auf, wenn am nächsten Tag ein neues Feuer aufflammt.

»Das Feuer lässt dich nicht im Stich«, hatte Muazena damals vor langer Zeit gesagt. »Es bewahrt deine Geheimnisse und verrät sie nie einem anderen.«

In dieser Zeit kamen Mama Lydia und José-Maria immer seltener zu Besuch. Sie hatten viel zu tun und Sofia saß oft in der Türöffnung und wartete vergebens auf sie. Manchmal hatte Sofia solches Heimweh, dass es wehtat. Nichts war so schwer zu ertragen wie das. Wenn sie an einem Abend einmal nichts zu essen bekam, konnte sie von dem Hunger wegschlafen. Aber das Heimweh war immer da.

Hin und wieder steckte Doktor Raul ihr ein paar Geldscheine zu. Für das Geld kaufte sie sich Apfelsinen. Aber eines Tages hatte sie eine Idee. Wenn sie das Geld sparte, würde es für einen Platz in einem der alten rostigen Laster reichen, die Leute zwischen der Stadt und den Dörfern außerhalb hin- und herfuhren. Sie würde Mama und Alfredo überraschen und über ein Wochenende nach Hause fahren, wenn sie nicht ins Krankenhaus und auf ihren neuen Beinen gehen lernen musste. Sie wusste, dass sie in Boane wohnte. Wenn sie nur dort ankam, würde sie auch nach Hause finden. Sie fragte Veronica, wo die Laster abfuhren, die Leute nach Boane brachten. Damit Veronica keinen Verdacht schöpfte und ihr vielleicht verbieten würde dorthin zu fahren, versuchte sie ihre Frage so zu stellen, als ob sie an der Antwort eigentlich gar nicht interessiert wäre. Veronica erklärte es ihr und Sofia merkte sich alles genau, was sie hörte.

Ungefähr eine Woche später hatte sie genügend Geld beisammen. Sie beschloss früh am Samstagmorgen aufzubrechen. Damit Veronica sich keine Sorgen machte, wollte sie einem der alten kranken Männer, die immer frühzeitig auf waren, sagen, dass sie nach Hause gefahren war und am Sonntag zurückkommen würde. Sie sparte auch ein wenig von dem Brot, das sie bekam, und versteckte es in einem Stück Papier im Bett. Die Tage vor der Reise war sie sehr aufgeregt. Was wäre, wenn sie nun in den falschen Laster stieg? Vielleicht landete sie irgendwo, von wo aus sie nicht mehr zurückfinden würde? Sie wusste auch nicht, wie lange die Fahrt dauern würde.

Aber sie hatte sich entschieden. Sie *musste* nach Hause.

Die Nacht vor der Fahrt schlief sie schlecht. Da sie nicht wusste, wie spät es war, wusste sie auch nicht, wie lange es dauern würde, bis die Sonne aufging. Als sie nicht mehr im Bett liegen konnte, stand sie auf, befestigte die Beine und zog sich an. Vorsichtig öffnete sie die Tür zur Dunkelheit hinaus. Es war warm und windstill. Aus den anderen Zimmern, in denen die Alten schliefen, war Schnarchen und Husten zu hören. Sie setzte sich in die Türöffnung und wartete auf die Sonne. Das Geld und das Stück Brot hatte sie in einen Zipfel ihrer Capulana geknotet. In Gedanken ging sie noch einmal durch, was Veronica gesagt hatte, wie sie gehen musste um zu dem Laster zu gelangen, der nach Boane fuhr.

Endlich ahnte sie den ersten schwachen Lichtstreifen des neuen Tages. Sofort wurde eine der Türen weiter entfernt in dem langen Gang geöffnet. Ein alter Mann, der Manuel hieß und blind war, kroch heraus und setzte sich in die Tür. Es war Zeit aufzubrechen. Sofia stemmte sich mithilfe der einen Krücke auf die Beine, schloss die Tür und setzte sich in Bewegung. Als sie zu Manuel kam, grüßte sie ihn mit einem Guten Morgen und bat ihn, Veronica zu sagen, dass sie nach Hause gefahren sei. »Sei froh, dass du ein Zuhause hast«, sagte Manuel. »Meins ist hier. Keine Familie, nichts.« Der alte Manuel tat Sofia Leid. Sie fragte sich, was schlimmer war, mit künstlichen Beinen leben zu müssen oder nicht sehen zu können.

Sie ging, so schnell sie konnte, weil sie nicht mehr auf dem großen Hofplatz sein wollte, wenn Veronica kam. Außerdem bestand die Gefahr ihr auf der Straße zu begegnen, da Sofia nicht wusste, aus welcher Richtung Veronica kam. Es war schon hell. Viele Leute waren auf dem Weg zur Arbeit. Sofia ging die staubige Straße in die Richtung, die Veronica ihr beschrieben hatte.

Der Chapa (Busse und Laster, die als Transportmittel für die Menschen eingesetzt werden.) *nach Boane fährt vom Platz vor der Kathedrale ab. Zuerst gehst du nach links, dann nach rechts und dann immer geradeaus den langen Hügel hinunter.* Sofia bog nach links ab und dann nach rechts. Als sie eine Straße überqueren wollte, hupten Autos. Aber sie ging, so schnell sie konnte. Wütend sagte sie zu Xitsongo und Kukula, sie sollten sich beeilen. Hin und wieder musste sie stehen bleiben und Luft schöpfen. Wenn der Weg nun einmal so weit war, dass sie es nicht schaffte? Sie setzte sich wieder in Bewegung, voller Sorge, sie könnte in die falsche Richtung gegangen sein. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, der Schweiß floss über ihr Gesicht. Aber sie biss die Zähne zusammen und ging weiter. Sie würde nicht aufgeben, sie musste nach Hause.

Schließlich erreichte sie den Platz. Eine große weiße Kirche erhob sich auf der anderen Seite. Entlang der Trottoire standen Laster, Leute stiegen aus und ein, mehr Laster rollten heran, beladen mit Leuten, die sich außen anklammerten. Die Laster gingen vorn in die Knie, weil so viele Menschen auf den Ladeflächen waren. Besorgt fragte Sofia sich, wie sie es schaffen sollte hinaufzukommen. Und wenn sie es schaffte, wie sollte sie hinuntergelangen, wenn der Laster in Boane ankam? Aber sie verdrängte ihre Unruhe. Jetzt konnte sie nicht aufgeben. Manuel hatte Veronica wahrscheinlich schon gesagt, dass Sofia nach Hause gefahren war. Umkehren konnte sie jetzt nicht mehr. Sie ging zu einer Frau, die auf dem Trottoir saß. Vor sich hatte sie einen Käfig mit Hühnern. Sofia fragte sie, wo die Laster nach Boane abfuhr. Die Frau zeigte mit der Hand und fragte gleichzeitig, warum Sofia Krücken benutzte. War sie hingefallen und hatte sich verletzt? Sofia nickte. Sie ging in die Richtung, in die die Frau gezeigt hatte. Die Frau hatte nicht bemerkt, dass sie künstliche Beine hatte. Das machte sie froh und gab ihr neue Kraft. Sie fragte einen Jungen, der an der Tür eines Lasters hing und Fahrgäste herbeirief, ob er nach Boane führe. »Matola und Boane«, brüllte er. »Zweitausend.« Sofia erschrak. Zweitausend. So viel hatte sie nicht. Sie hatte nur fünfzehnhundert.

»Ich habe nur fünfzehnhundert!«, rief sie ihm zu. »Dann musst du vor Matola aussteigen«, antwortete er und kassierte von anderen Leuten, die auf den Laster drängten. Sofia wurde hierhin und dahin gestoßen, mehrere Male wäre sie fast hingefallen. Sie versuchte wieder nach dem Jungen zu rufen, aber er sah sie nicht, er war von denen in Anspruch genommen, die auf den Laster kletterten. Bald würde die Ladefläche voll sein. Sofia wusste nicht, was sie tun sollte, nur, dass sie unbedingt auf den Laster hinaufmusste.

Plötzlich berührte sie jemand. Sie zuckte zusammen und drehte sich um. Da stand eine der Krankenschwestern, die sie aus der Zeit kannte, als sie in dem weißen Krankenzimmer gelegen hatte. Sofia erinnerte sich an ihren Namen: Laurinda.

»Sofia«, sagte sie, »wohin willst du?« »Ich will nach Hause«, sagte Sofia. »Aber mir fehlen fünfhundert.«

»Die bekommst du von mir«, sagte Laurinda. »Wenn du einmal Geld hast, kannst du es mir ja zurückgeben.«

»Willst du auch nach Boane?«, fragte Sofia. Laurinda lächelte.

»Ich muss ins Krankenhaus«, antwortete sie. »Ich bin gerade angekommen.«

Der Junge, der an der Tür des Lasters hing, rief, dass der Laster jetzt abfuhr. Laurinda schrie, Sofia wolle auch noch mit, und bat die Passagiere auf der Fläche ihr hinaufzuhelfen. Jemand nahm ihre Krücken entgegen und dann spürte sie kräftige Arme, die sie hochhoben. Sie konnte nichts dagegen machen, dass die Capulana aufglitt. Als sie in der Luft hing, konnten viele sehen, dass sie zwei künstliche Beine hatte. Sie wurde zwischen die dicht gedrängten Menschen geschoben und bekam ihre Krücken zurück. Der Junge streckte seine Hand vor und nahm das Geld. Noch ein paar Personen kletterten herauf. Sie hatten Körbe und Kisten und eine meckernde Ziege dabei.

Dann ruckte der Laster an. Sofia brauchte sich nicht auf ihren Krücken abzustützen. Sie stand eingeklemt zwischen zwei dicken Frauen, die große Körbe auf ihren Köpfen balancierten.

Sofia war froh, dass sie von so vielen Menschen umgeben war. Sie wollte nicht mehr an die große Einsamkeit denken, die sie so lange hatte ertragen müssen. Um ihren Kopf wehte ein frischer Wind. Der Laster hüpfte und schaukelte und schwankte. Bald hatten sie die Außenbezirke der Stadt erreicht und der Laster wurde schneller. Hin und wieder hielt er an, um Leute aussteigen oder neue einsteigen zu lassen. Sie fragte eine der dicken Frauen an ihrer Seite, ob es noch weit bis Boane war. »Erst müssen wir noch über die Brücke«, antwortete die Frau. »Dann geht es einen Hügel hinauf. Und einen Hügel hinunter. Dann sind wir da.«

Sofia schloss die Augen und spürte den Wind in ihrem Gesicht. Eigentlich müsste sie schon überlegen, wie sie nach Hause finden sollte, wenn sie in Boane ausgestiegen war. Und wie sie dann zurück in die Stadt gelangen sollte, wo sie doch kein Geld für die Fahrkarte hatte. Aber das war ihr jetzt egal. Muazena hatte ihr erzählt, dass es zwischen den Geheimnissen des Feuers auch Lösungen für viele Probleme gab. Sofia war sicher, dass sie irgendwo ein brennendes Feuer finden würde, an das sie sich setzen könnte, um in die Flammen zu schauen. Der Laster bremste und rutschte am Straßenrand entlang. Sie waren da. Viele wollten aussteigen und Sofia wurde hin und her gestoßen. Dann warf sie die Krücken auf die Erde und kräftige Arme halfen ihr von der Ladefläche herunter. Sie wusste, in welche Richtung sie gehen musste. Da die Sonne sehr stark brannte, wickelte sie ein Stück Stoff um ihren Kopf. Dann ging sie los. Die Krücken versanken im Kies und es war anstrengend sich vorwärts zu bewegen. Aber sie biss die Zähne zusammen und kämpfte sich weiter voran. Sie wusste, dass der Weg lang war. Im starken Sonnendunst sah sie die Konturen der Berge am Horizont flimmern. Schon das gab ihr ein Gefühl, zu Hause zu sein. Es waren die Berge, die Maria und sie immer gesehen hatten, wenn sie morgens zu den Äckern liefen. Als sie ganz verschwitzt vom Gehen war, blieb sie im Schatten eines Baumes stehen und aß das Stück Brot. Sie bereute, dass sie kein Wasser mitgenommen hatte. Ehe sie zu Hause ankam, würde sie sehr durstig sein. Ihre Oberschenkel und das linke Knie taten weh. Aber sie hatte keine Zeit sich auszuruhen. Sie musste weiter. Hin und wieder fuhr ein Auto an ihr vorbei. Aber niemand hielt an, um sie zu fragen, ob sie mitfahren wollte.

Erst spät am Nachmittag erreichte Sofia das Dorf. Da war sie fast am Ende vor Müdigkeit und Durst. Am Dorfrand gab es einen Brunnen. Nach dem hatte sie sich schon seit Stunden geseht. Dort standen viele Frauen und Kinder mit Plastikbehältern und warteten darauf, dass sie an der Reihe waren. Viele kannten Sofia, viele glaubten, sie wäre vielleicht schon gestorben, und jetzt freuten sie sich sie wieder zu sehen. Sie bekam Wasser zu trinken und sie setzte sich auf den Brunnenrand um sich auszuruhen. Jemand gab ihr Obst und alle fragten nach der Stadt und wollten ihre Beine sehen. Ohne dass Sofia es merkte, lief jemand zu Lydias Hütte und erzählte, dass Sofia nach Hause gekommen war.

Sie begegneten sich, als Sofia den Brunnen verlassen hatte, um das letzte Stück zu gehen. Plötzlich sah sie Lydia zusammen mit Alfredo auf sich zukommen. Lydia schien fast erschrocken zu sein sie zu sehen. Sie streichelte ihre Arme und fragte, ob das Krankenhaus sie weggeschickt habe.

»Ich wollte euch nur besuchen«, sagte Sofia. »Morgen muss ich wieder zurück.«

»Bist du den ganzen Weg gelaufen?«, fragte Lydia. »Das muss ja mehrere Tage gedauert haben.« »Ich bin mit einem Laster gefahren«, sagte Sofia. »Ich habe eine Fahrkarte gekauft.«

Sie sagte nicht, dass sie kein Geld für die Rückfahrt hatte. Dann würde Lydia sich nur noch mehr Sorgen machen. Sofia hatte noch nie verstanden, wieso sich Erwachsene immer Sorgen wegen Problemen machten, die erst später, an einem anderen Tag, gelöst werden mussten.

Als sie nach Hause kamen und Sofia sich auf die Bastmatte gesetzt hatte, war sie so müde, dass sie sich am liebsten ausgestreckt hätte. Aber die ganze Zeit kamen Leute zu Besuch, alle wollten sie begrüßen. Wieder und wieder musste sie von der Zeit im Krankenhaus erzählen, von der großen Stadt, und ihre Beine zeigen. Sie vergaß die Müdigkeit und spürte die Freude, zu Hause zu sein bei allen, die sie kannte. Lydia hatte angefangen Essen vorzubereiten, und Alfredo saß neben Sofia und sah sie mit großen Augen an. Sofia bemerkte, dass Mama Lydia dick geworden war. Das bedeutete, dass sie bald ein Kind und Sofia noch ein Geschwister bekommen würde. Sofia fragte sich, wer von den Männern, die hereinkamen und sie begrüßten, der Vater des Kindes war. Lydia wollte sie nicht fragen. Sie würde es schon noch erfahren. Der Gedanke, dass sie noch einen Bruder oder eine Schwester bekommen würde, machte sie froh. Schon aus dem Grund, weil es bedeutete, dass es Mama Lydia gut ging.

An diesem Abend saßen sie länger am Feuer als sonst. Immer noch tauchten Menschen aus den Schatten auf und kamen heran, um Sofia zu begrüßen. Alfredo schlief an ihrer Seite ein und schließlich saßen nur noch Lydia und Sofia am Feuer.

»Wann kommst du wirklich nach Hause?«, fragte Lydia. »Ich weiß nicht«, antwortete Sofia. »Bald, hoffe ich.« »Du hättest nicht so weit mit einem Laster fahren sollen«, sagte Lydia. »Wer hat dir das Geld für die Fahrkarte gegeben?«

»Doktor Raul.«

»Und wenn du nun nicht zurückfindest?« »Die Laster folgen der Straße«, antwortete Sofia. »Und die Straße führt in die Stadt. Ich kann den Weg nicht verfehlen.«

Nachdem Lydia Alfrede in die Hütte getragen hatte, sagte Sofia, sie wollte noch eine Weile am Feuer sitzen, bevor sie schlafen ginge. Lydia fragte nicht, warum, sondern verschwand in die Hütte.

Sofia war allein. Während sie dasaß und in die Flammen starrte, wurde ihr klar, dass sie auch wegen des Feuers ein solches Heimweh gehabt hatte. Erst jetzt, als sie in der lauwarmen Dunkelheit vor der Hütte saß und den Trommeln lauschte, die in der Ferne schlugen, konnte sie richtig an all das denken, was geschehen war. Jetzt meinte sie nicht nur Muazenas und Hapakatandas Gesichter in den Flammen erkennen zu können. Jetzt war dort auch Marias Gesicht. Maria, die jetzt unter den Toten war. Sofia war erleichtert, wenn sie daran dachte, dass Maria bei Muazena und Hapakatanda war.

Es war, als ob sie Marias Stimme hörte. Sie sagte, dass nicht Sofia schuld an ihrem Tod war. Niemand konnte wissen, dass gerade dort, wo Sofia ihren rechten Fuß aufsetzte, eine Mine lag. Ihre Schuld war es nicht.

Als Sofia endlich schlafen ging, war das Feuer bis auf die Glut erloschen. Vielleicht hatte sie hierher kommen müssen, um Marias Stimme in den Flammen zu hören? Wenn das so war, hatte sie richtig gehandelt. Dann würde Veronica nicht böse auf sie sein.

Sofia brauchte sich keine Sorgen zu machen, wie sie das Geld für die Rückreise beschaffen sollte. José-Maria hatte erfahren, dass Sofia zu Besuch gekommen war, und er tauchte auf. Er hockte sich vor sie hin und lächelte. »Ich wusste, dass du gut damit fertig werden würdest«, sagte er. »Bald kommst du wieder nach Hause.« Dann sagte er das Beste von allem. »Heute Nachmittag muss ich in die Stadt. Dann kannst du mit mir fahren.«

Am Nachmittag bekam Sofia einen Korb voller Gemüse von Lydia. José-Maria kam mit seinem Auto. Es war Zeit aufzubrechen. Sofia verabschiedete sich und schaute dann zu den schwarzen Resten des Feuers vom vorherigen Abend.

»Ich komme bald wieder, Maria«, flüsterte sie vor sich hin.

An diesem Abend, als sie wieder in ihrem einsamen Zimmer lag, dachte sie, dass es jetzt leichter werden würde, da sie wusste, dass sie bald für immer nach Hause zurückkehren konnte.

Außerdem hatte sie mit Maria gesprochen. Maria war bei Muazena und Hapakatanda. Dort würde es ihr gut gehen. So gut, wie es einem eben gehen kann, wenn man tot ist. Sofia dachte, das Schlimmste sei vorbei. Alle Leiden, alle Einsamkeit. Sie streichelte Kukula und Xitsongo, die neben ihrem Bett lagen. Sie waren wirklich ihre besten Freunde geworden.

9.

Eines Tages hatte sie genug geübt.

Sofia dachte, dass die Zeit, die merkwürdige, die es gab und doch nicht gab, sie wieder einmal überrumpelt hatte. Am Ende war sie so schnell vergangen, dass sie nicht einmal an die Zeit gedacht hatte.

Mestre Emilio und Doktor Raul kamen in den Saal, in dem sie hin und her ging, während Benthino zuguckte. Sie sahen ihr zu und dann, als sie sich hinsetzte um auszuruhen, sagten sie, dass sie nicht mehr zu üben brauche. Jetzt könnte sie nach Hause gehen und musste nicht mehr wiederkommen.

Sofia begriff es nicht. War das wirklich möglich? Dass die lange Einsamkeit vorbei war?

»Deine Freunde kümmern sich schon sehr gut um dich«, sagte Doktor Raul und zeigte auf ihre Beine. »In ein paar Jahren musst du wiederkommen«, sagte Mestre Emilio. »Aber erst dann, wenn du so sehr gewachsen bist, dass du zwei neue Beine brauchst.« »Ich kann ihr nichts mehr beibringen«, sagte Benthino. »Bei mir gibt es schon viele in der Warteschlange, die wieder gehen lernen müssen.«
»Ich fahr dich selbst nach Hause«, sagte Doktor Raul. » Morgen hol ich dich aus dem Heim ab, in dem du wohnst.«

An diesem Tag kamen mehrere der Krankenschwestern, die sich in der ersten schweren Zeit um Sofia gekümmert hatten, und verabschiedeten sich von ihr. Es waren Marta und Celeste und Mariza. Sofia war die ganze Zeit verlegen und wusste nicht, was sie sagen sollte. Am Nachmittag, kurz bevor das Auto sie abholen würde, lief sie hinaus, hüpfte auf ihren Krücken zu den Frauen, die auf der Straße saßen und ihre Waren verkauften. Miranda war da und all die anderen. Als Sofia erzählte, dass sie nun nach Hause zurückkehren würde, brach ein gewaltiger Lärm los. Sie riefen und redeten durcheinander und wünschten ihr Glück. Wieder war Sofia verlegen. Als sie in das Heim für Alte und Kranke zurückkehrte, stand ihr das Schwerste bevor. Sie musste sich von Veronica verabschieden, die ihr so sehr geholfen hatte. Veronica, die ihr die ganze lange Zeit wie eine zweite Mama gewesen war. Sofia würde sie auf besondere Art vermissen, fast so wie jene, die in dem niedergebrannten Dorf zurückgeblieben waren, aus dem sie einmal geflohen waren. Aber Veronica schien sich darüber zu freuen, dass Sofia nun nach Hause fahren durfte. »Du kommst mich bestimmt mal besuchen«, sagte sie. Sofia nickte. Aber sie fragte sich, ob das je geschehen würde. Da sie die Stadt jetzt verließ, fiel es ihr schwer zu glauben, dass sie noch einmal zurückkehren werde. Sie hatte sich nie an die hohen Häuser gewöhnt, an die vielen Autos und all die Menschen, die überall waren und die sie nicht kannte. Sofia wollte unter Menschen leben, die Namen hatten, die vielleicht nicht zu ihrer Familie gehörten, aber die jedenfalls ihre Freunde waren. Einmal vor langer Zeit, als sie noch auf der Flucht gewesen waren, hatte sie gedacht, eine Stadt sei etwas Aufregendes, etwas, was sie gern kennen lernen wollte, so wie sie sich danach gesehnt hatte, das Meer zu sehen. Aber jetzt wusste sie, dass ein Unterschied war zwischen dem Meer und der Stadt. Der Unterschied war in ihr. Die Stadt wollte sie verlassen. Aber das Meer wollte sie wieder sehen.

Sie erinnerte sich auch an die alte Frau, der sie auf ihrer Flucht begegnet waren. Sie, die sich eines Tages hingesetzt hatte und nicht mehr aufgestanden war. »Keiner von uns hat Beine, die dazu gemacht sind, die Stadt zu erreichen«, hatte sie gesagt. Trotzdem hatte Sofia sie erreicht. Aber nur um neue Beine zu bekommen.

Sie nahm das bisschen, was ihr gehörte, und setzte sich dann in die Türöffnung, um die Sonne untergehen zu sehen. In allen Türen entlang des Ganges sah sie Köpfe und zusammengesunkene Gestalten. Es waren meistens alte Männer, kraftlos, blind, mit Körpern, denen ein Arm oder ein Bein fehlte. Sie wusste, dass viele von ihnen die Krankheit hatten, die Lepra heißt. Sofia dachte daran, dass sie immer hier bleiben mussten. Sie konnten nirgendwo hingehen, sie hatten keinen Ort, an den sie zurückkehren konnten.

Veronica brachte ihr zum letzten Mal einen Teller. Sofia aß und Veronica setzte sich neben sie in die Türöffnung. »Wer wird nach mir hier wohnen?«, fragte Sofia. »Es kommt immer jemand«, antwortete Veronica. An diesem Nachmittag hatte Sofia über eine Sache nachgedacht. Jetzt fand sie es angebracht, es auszusprechen. »Wenn Hortensia wiederkommt«, sagte sie, »dann grüß sie von mir.«

Veronica schien sich nicht zu erinnern, wer Hortensia war. Aber plötzlich nickte sie.

»Hortensia«, sagte sie. »Ich hatte sie fast vergessen. Natürlich werde ich sie von dir grüßen, wenn sie wiederkommt.«

Die Dämmerung kam. Es wurde dunkel. An diesem Abend schlief Sofia früh ein, als ob es dann schneller Morgen werden würde, der Tag, an dem sie mit Doktor Raul nach Hause fahren konnte.

Am nächsten Tag verließ sie die Stadt. Doktor Raul hatte sie abgeholt. Es war das erste Mal, dass sie ihn ohne die weiße Arztjacke sah. Sein Auto war klein und alt. Die Stoßstange war mit Stahldraht befestigt, ein Scheinwerfer fehlte, und als Sofia sich ins Auto gesetzt hatte, wollte es nicht starten. Doktor Raul breitete resigniert die Arme aus. Dann fluchte er. Obwohl er böse aussah, musste Sofia lachen. Ein paar Jungen halfen ihnen das Auto anzuschieben. Sofia fand es komisch, dass ein Arzt, der bestimmt viel Geld hatte, so ein altes, schlechtes Auto fuhr. Aber sie sagte nichts. Doktor Raul saß am Steuer und sang. Hin und wieder rief er anderen Autofahrern etwas zu, wenn er fand, dass sie sich falsch verhielten.

Als sie an einer roten Ampel hielten, drehte er sich um und sah sie an.

»Heute habe ich frei«, sagte er und lächelte. »Darum kann ich dich nach Hause fahren. Heute bin ich dein privater *motorista*.«

Sie verließen die Stadt. Sofia sah Äcker, auf denen Frauen gebeugt über ihren Hacken standen. Sie fühlte Sehnsucht danach, wieder Erde an den Händen zu haben. Eigentlich hatte sie Eust mitzusingen, wenn Doktor Raul

seine Lieder summt. Aber sie traute sich nicht richtig. Deshalb sang sie lieber innerlich.

Auf einer Hügelkuppe hatten sie eine Reifenpanne. Plötzlich begann das Auto zu rütteln und Doktor Raul lenkte es an den Wegrand. Er stieg aus und ging um das Auto herum. Durch das Autofenster sah Sofia, dass er gegen eins der Hinterräder trat.

»Weißt du, wie man bei einem Auto den Reifen wechselt?«, fragte er. »Ich habe keine Ahnung.« Sofia schüttelte den Kopf.

Obwohl das Aus- und Einsteigen für sie mühsam war, öffnete sie die Tür. Sie stützte sich mit einer Krücke ab und stieg aus ohne hinzufallen. Währenddessen hatte Doktor Raul angefangen, im Kofferraum nach dem Reservereifen und dem Werkzeug zu suchen, das er brauchte. Sein weißes Hemd war schon schmutzig geworden. »Ich kann Menschen operieren«, sagte er. »Aber ich kann keinen Autoreifen wechseln.«

»Ich kann weder operieren noch Reifen wechseln«, sagte Sofia. Dann hob sie eine Krücke und winkte einem Auto, das gerade an ihnen vorbeifahren wollte. »Was machst du?«, fragte Doktor Raul. »Wenn man mit etwas nicht allein fertig wird, muss man um Hilfe bitten«, sagte Sofia.

Sie winkte wieder mit der Krücke. Ein Auto hielt hinter ihnen an. Ein Mann stieg aus und fragte, was passiert sei. Dann wechselte er den Autoreifen. Sofia guckte interessiert zu. Falls sie noch öfter in Doktor Rauls altem Auto mitfahren würde, war es das Beste, wenn sie lernte, wie man einen kaputten Reifen wechselt. Doktor Raul wollte den Mann bezahlen. Aber der breitete nur die Arme aus und lachte mit seinem schwarzen, verschwitzten Gesicht. »Vielleicht darf ich Sie einmal operieren«, sagte Doktor Raul.

»Lieber nicht«, antwortete der Mann erschrocken. »Ich bin nicht krank.«

Sofia setzte sich wieder auf den Rücksitz. Der Mann half das Auto anzuschieben.

Bald hatten sie Boane erreicht und bogen von der Hauptstraße ab. Sie überquerten den Fluss Impamputo. Die Brücke war schmal und Doktor Raul musste warten, bis eine Ziegenherde sie passiert hatte. Sofia sah Kinder im Wasser spielen. Ein wenig entfernt stand ein nackter Mann und wusch sich. Beim Brückenkopf waren einige Frauen dabei, Kleider zu waschen. Sofia sah alles, was geschah, und dachte: Das kann ich tun. Das kann ich tun. Und das. Und das.

Eigentlich gab es nur zwei Sachen, die sie nie mehr würde tun können: tanzen und rennen.

Das machte sie traurig. Vor allem, dass sie nie mehr würde tanzen können. Rennen war nicht so wichtig. Aber niemals mit den anderen Frauen im Kreis stehen und tanzen zu können.

Da war noch ein Gedanke in ihrem Kopf, ein Gedanke, den sie fast nicht zu denken wagte. Was würde passieren, wenn sie erwachsen war? Würde es einen Mann geben, der sie heiraten wollte? Obwohl sie künstliche Beine hatte? Obwohl sie nicht tanzen konnte? Würde sie Kinder bekommen? Oder würde sie ihr ganzes Leben kein Kind auf ihren Rücken gebunden tragen? Den Gedanken wollte sie nicht denken. Es war, als ob sie das Schicksal herausforderte sich dem auszusetzen, was sie befürchtete.

Sie hatten den Fluss hinter sich gelassen. Der Weg war jetzt voller Schlaglöcher und sehr schmal. Doktor Raul hatte die Autofensterscheibe hochgekurbelt, damit der aufwirbelnde Staub nicht hereindrang. Sofia dachte daran, dass sie diesen Weg einmal in die entgegengesetzte Richtung gefahren war, ohne dass sie sich daran erinnern konnte. Damals war das Unglück passiert. Sie dachte, dass sie viele Fragen hatte, auf die sie eine Antwort wollte. Es gab noch so viel, was sie nicht wusste. Sie erreichten den Dorfrand.

»Jetzt musst du mir den Weg zeigen«, sagte Doktor Raul. »Hier kenne ich mich nicht aus.«

Sofia erklärte ihm, wie er fahren musste. Bald waren sie da. Aber zu Sofias Enttäuschung war niemand zu Hause. Eine der Nachbarinnen kam Sofia begrüßen. Sie fragte nach Alfredo. Dass Mama Lydia draußen auf den Äckern arbeitete, wusste sie ja.

»Alfredo ist heute bei deiner Mama«, sagte die Nachbarin.

Doktor Raul stand neben dem Auto und betrachtete nachdenklich die Hütte, in der Sofia wohnte. Er sah die gerissenen Strohände und dachte, wenn der Regen kam, dann würden sie auf dem feuchten Erdboden liegen und der Regen würde durch das schadhafte Dach tropfen. Sofia gehörte zu einer armen Familie, der ärmsten unter den Armen. Trotzdem wusste er, dass sie froh war wieder zu Hause zu sein.

Sofia ist stark, dachte er. Sie wird es schaffen. Dennoch spürte er Wehmut, wenn er an das Leben dachte, das vor ihr lag. Ein Leben voller Entbehrungen. Das Leben der Armen.

Er verabschiedete sich von Sofia.

»Hoffentlich geht jetzt alles gut«, sagte er. »Wenn ich Zeit habe, werde ich dich besuchen.«

Sofia wurde verlegen und schlug die Augen nieder. Sie schämte sich fast, dass sie Doktor Raul so viele Umstände bereitet hatte. Er war gezwungen gewesen, über sie gebeugt zu stehen und sie zu operieren. Bestimmt kannte er viel wichtigere Personen, um die er sich kümmern musste. Sie winkte ihm nach, als er fuhr, und fragte sich, ob sie ihn wieder sehen würde.

Für den Rest des Tages saß Sofia im Schatten unter dem Baum neben der Hütte und genoss es, wieder zu Hause zu sein. Hin und wieder blieb jemand auf dem Weg stehen und sah sie an, als ob er seinen Augen nicht traute. Dann kamen sie zu ihr und sie musste wieder und wieder erzählen, was passiert war, und ihre Beine zeigen. Jedes Mal, wenn wieder jemand hören wollte, was nach dem Unglück passiert war, merkte sie, dass sie immer weniger erzählte. Ihr wäre es am liebsten gewesen, wenn die Menschen gar nicht gefragt hätten. Wenn alle es vergaßen, wäre es das Beste. Wenn alle es vergaßen, nur sie nicht. Denn sie konnte nicht vergessen. Wenn sie es vergaß, würde Maria verschwinden. Und das durfte niemals geschehen. Niemals, solange sie lebte.

Es war schon später Nachmittag geworden, als Sofia Lydia auf dem Weg entdeckte. An ihrer Seite lief Alfredo. Sofia erhob sich von der Bank und winkte. Alfredo sah sie zuerst. Er zog an Lydias Arm und zeigte auf Sofia. Im selben Augenblick bemerkte Sofia, dass Lydia ein Kind auf dem Rücken trug. Sie hatte ganz vergessen, dass Lydia ein Kind bekommen würde, und sie spürte, wie ihr ganz heiß wurde vor Freude. Ein neues Kind. War es ein Bruder oder eine Schwester?

Sie umarmten einander. Lydia streichelte sie, Alfredo hielt sich zurück. Er war verlegen. Dann nahm Lydia das Kind vom Rücken und hielt es Sofia entgegen, die sich wieder hingesetzt hatte.

»Dein Bruder«, sagte Lydia und lächelte. Sofia merkte, dass Lydia mehrere Zähne verloren hatte. Sofia nahm ihren Bruder entgegen. Er schlief und war kaum mehr als einen Monat alt. Wie lange war es eigentlich her, seit sie Lydia zuletzt gesehen hatte? Für sie flössen alle Tage ineinander. Sie hielt ihren Bruder in den Armen und spürte eine große Freude. »Wie heißt er?«, fragte sie.

»Faustino«, sagte Lydia. »Sein Papa kommt, wenn es Essen gibt.«

Endlich würde sie die Antwort bekommen, auf die Sofia gewartet hatte. Jetzt wusste sie, dass sie bald Lydias neuen Mann kennen lernen würde. Es war ein wichtiger Augenblick. Sie merkte, dass sie nervös war. Aber gleichzeitig froh. Jetzt würde alles viel leichter werden, weil ein Mann im Haus war.

Lydia begann das Mittagessen vorzubereiten. Sofia saß auf der Bank und hielt ihren Bruder in den Armen. »Dass du wiedergekommen bist«, sagte Lydia immer wieder. »Dass du wiedergekommen bist!« Im nächsten Augenblick wurde sie ernst. Sofia wusste, dass Lydias Stimmung zwischen Freude und Ernst schneller wechseln konnte als bei anderen Menschen. »Aber wie wirst du fertig werden?«, fragte sie. Sofia verstand nicht, wie sie das meinte. »Ich kann wieder gehen«, sagte sie. Lydia schüttelte den Kopf, sagte aber nichts mehr. Sofia merkte, dass sie Magenschmerzen bekam. Was hatte Lydia gemeint? Warum sollte sie nicht fertig werden? Den Gedanken konnte sie nicht mehr zu Ende denken.

Plötzlich kam ein Mann auf sie zu. Unbemerkt hatte er sich aus den Schatten hinter ihrem Rücken genähert. Im selben Augenblick lief Alfredo in die Hütte. Der Mann war groß und kräftig. Sofia roch an seinem Atem, dass er *Tontonto* (Hausgebrannter Schnaps.) getrunken hatte. Er sah sie mit einem so durchdringenden Blick an, dass Sofia die Augen niederschlug.

»Wer ist das denn?«, fragte er.

Sofia sah aus den Augenwinkeln, wie er Lydia zuwinkte, sie solle sich vom Feuer erheben, wo sie kauerte und Essen bereitete.

»Das ist meine Tochter Sofia«, antwortete Lydia. Sofia erkannte ihre Stimme nicht wieder. Sie war anders, schwächer. Es war, als ob sie jemand geschlagen hätte. Der Mann machte einen Schritt auf Sofia zu. »Die war das also, die so blöd gewesen ist, auf eine Mine zu treten«, sagte er. Sofia wurde eiskalt.

»Und jetzt ist sie wiedergekommen«, sagte der Mann. »Jetzt ist sie hier und will zu essen haben. Mit den Krücken wird sie ihr ganzes Leben gehen müssen.« Der Mann verschwand für einen Augenblick auf der anderen Seite der Hütte.

»Kümmre dich nicht darum, was er so redet«, sagte Lydia leise. »Er redet viel, wenn er getrunken hat. Sonst ist er nett.«

»Ist das mein Stiefvater?«, fragte Sofia. Lydia nickte. Dann kehrte sie eilig ans Feuer zurück, damit das Essen nicht anbrannte. Alfredo guckte vorsichtig aus der Türöffnung der Hütte.

Sofia sah, dass er sich vor seinem Stiefvater, Faustinos Vater, fürchtete.

Sie bekam immer mehr Magenschmerzen. Warum hatte Lydia einen böartigen Mann gewählt? Warum hatte er sich nicht gefreut, als er sie sah? Warum hatte er gesagt, sie sei so blöd gewesen, auf die Mine zu treten? Aber sie versuchte auch zu denken, dass es wahr war, was Lydia gesagt hatte. Er war nur böartig, wenn er *Tontonto* getrunken hatte. Nur dann fürchtete sich Alfredo vor ihm.

Aber im tiefsten Innern ahnte sie, dass es nicht so war. Viel später, viele Mondumläufe später, wusste sie, dass sie schon damals, an diesem ersten Abend, erkannt hatte, dass sie hier nicht bleiben würde.

Als Lydias neuer Mann plötzlich aus den Schatten auf der Rückseite der Hütte getreten war, hatte sie ihr Zuhause

verloren. Lydias neuer Mann wollte Lydia haben, nicht ihre Kinder. Sofia hatte schon früher von Stiefvätern gehört, die die Kinder hinauswerfen, die eine Frau schon vorher hatte. Aber niemals hatte sie sich vorstellen können, dass es auch Lydia passieren könnte. Im nächsten Augenblick schämte sie sich ihrer Gedanken. Vielleicht stimmte trotz allem, was Lydia gesagt hatte. Er war nur böse, wenn er *Tontonto* getrunken hatte.

Sie aßen schweigend. Alfredo saß so weit vom Feuer entfernt, wie es nur ging. Er versteckte sich in der Dunkelheit an Sofias Seite. Lydia sprach den Mann mit dem Namen Isaias an. Sofia schien es, als fürchtete auch sie sich vor ihm. Sie konnte nicht verstehen, warum Lydia sich für einen Mann entschieden hatte, der ihre Kinder nicht mochte. Einen Mann, vor dem sie sich fürchtete. Sofia erkannte ihre Mutter nicht wieder. Was war mit ihr geschehen? Sie dachte daran, wie Lydia früher gewesen war. Voller Kraft, ständig redend, lachend, tanzend, arbeitend. Jetzt saß sie zusammengesunken da, ihr Gesicht schien geschrumpft zu sein und ihr waren Zähne ausgefallen. Nachdem sie gegessen hatten, ging Isaias ohne ein Wort in die Hütte. Bald darauf war sein Schnarchen zu hören. »Wohnt er hier?«, fragte Sofia.

»Er kümmert sich um uns«, antwortete Lydia. »Du musst ihm gehorchen, wie du mir gehorchst.« »Was macht er?«, fragte Sofia.

»Er hat keine Arbeit«, sagte Lydia. »Aber er sucht sich etwas, womit er Geld verdienen kann.« »Wie soll er uns helfen können, wenn er nicht arbeitet?« Sofia merkte, dass sie ihren Zorn und ihre Traurigkeit nicht verbergen konnte. Ihre Freude, wieder zu Hause zu sein, war erloschen. Mit Isaias würde das Leben nur noch schwerer werden. Wie sollte sie einem Mann gehorchen können, der ihr zeigte, dass er sie nicht mochte? »Ich finde, er soll hier nicht wohnen«, sagte Sofia. Lydia wurde böse. »Willst du mir sagen, was ich zu tun habe?«, schrie sie. »Ich habe einen neuen Mann gefunden, wir haben schon ein Kind miteinander und du widersprichst mir.«

Dann begann sie zu weinen. Sofia bereute so zu Lydia gesprochen zu haben. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie es für Lydia war, so lange ohne Hapakatanda zu leben, und sie beschloss, es trotz allem gut zu finden, dass Isaias von nun an mit ihnen zusammenleben würde.

Aber Isaias trank jeden Tag. Mehrere Male schlug er Alfredo. Lydia schien immer mehr zu schrumpfen. Aber sie ließ ihn bestimmen. Sofia zwang sich zu denken, alles würde anders werden.

Einige Wochen vergingen. Sofia hatte die Krücken gegen die Hüttenwand gelehnt und war dabei, den Hof zu fegen. Mit Hilfe des Besens konnte sie die Balance halten. Plötzlich war da jemand, der den Besen an sich riss. Sofia verlor das Gleichgewicht und fiel.

Es war Isaias. Sofia sah, dass er nicht getrunken hatte. Offenbar fand er, er habe etwas Lustiges getan, denn er lachte. Dann warf er den Besen neben ihr auf die Erde. »Jetzt habe ich dich aber überrascht, wie?«, sagte er. Sofia gab keine Antwort. Sie packte den Besen und richtete sich auf. Dann fegte sie weiter.

An diesem Abend saß sie lange am Feuer. Sie hatte beschlossen wegzugehen. Hier konnte sie nicht bleiben. Alfredo tat ihr Leid, aber sie konnte ihn nicht mitnehmen. Wohin sie gehen würde, wusste sie nicht. Dann beschloss sie in die Stadt zurückzukehren. Vielleicht gab es dort jemanden, der ihr helfen konnte. Wenn nicht, musste sie es machen wie so viele andere. Sich auf die Straße setzen und betteln. Was immer geschah, es war besser als zu bleiben. Früh in der Dämmerung wollte sie aufbrechen. Da sie kein Geld hatte, musste sie in die Stadt gehen. Sie wusste nicht, ob sie das schaffen würde. Die Riemen, mit denen ihre Beine an ihrem Körper festgeschnallt waren, könnten reißen. Dann würde ihr nichts anderes übrig bleiben als weiterzukriechen. Trotzdem zögerte sie nicht. In der Stadt gab es Doktor Raul. Er würde ihr helfen.

In dieser Nacht ging sie nicht in die Hütte. Sie saß am Feuer und sah es verglimmen. Die Nacht war mild und sie nickte ein, den Rücken gegen die Wand der Hütte gelehnt. Dann brach sie auf. Sie drehte sich nicht um, als sie das Dorf verließ.

Sie brauchte drei Tage in die Stadt. Den größten Teil des Weges hüpfte sie vorwärts mit Hilfe ihrer Krücken. Hin und wieder hielt ein Auto an und nahm sie einige Kilometer mit. Jemand gab ihr ein Stück Brot. Wasser trank sie aus den Pumpen in den Dörfern, an denen sie vorbeikam.

Am zweiten Tag stellte sie fest, dass ihr linkes Bein einen Riss hatte. Da bekam sie Angst. Sie wollte nicht ohne ihre Beine zu Doktor Raul kommen. Sie versuchte ihr Gewicht auf das rechte Bein zu verlagern. Davon bekam sie Krämpfe und musste immer öfter stehen bleiben.

An einem späten Abend erreichte sie die Stadt. Sie kroch unter einen verrosteten, kaputten Laster, um zu schlafen und die Dämmerung abzuwarten. Und dann hatte sie solchen Hunger, dass sie Magenschmerzen

bekam. In der Nähe raschelten große Ratten. Hin und wieder schlug sie mit ihren Krücken nach ihnen. Noch nie hatte sie so eine lange Nacht erlebt. Es war, als ob die Sonne beschlossen hatte, sich nie mehr über den Horizont zu erheben. Wieder dachte sie daran, was Muazena als den größten aller Schrecken beschrieben hatte. Allein übrig zu bleiben. Der letzte Mensch auf der Erde zu sein. War sie das? Sofia Alface unter einem verrosteten Laster am Rand einer großen Stadt, irgendwo in Afrika?

Schließlich kam die Dämmerung. Sie kroch unter dem Laster hervor und setzte ihren Weg in die Stadt fort. Nach vielen Stunden fand sie das Krankenhaus. Sie fand auch Doktor Rauls Auto auf dem Parkplatz. Die Stoßstange war immer noch mit einem Stück Draht befestigt. Sie setzte sich neben dem Auto auf die Erde und wartete. Dort fand Doktor Raul sie, als er nach einem langen Tag im Krankenhaus in der Dämmerung auf dem Heimweg war.

10.

Doktor Raul hatte eine Frau, die hieß Dolores. Obwohl er sie liebte und sie vier Kinder miteinander hatten, fürchtete er sich manchmal auch vor ihr. Sie konnte sehr streng sein. Er wusste, dass sie sich oft über seine Zerstretheit ärgerte. Er hatte den Verdacht, dass sie sich auch manchmal über seine Meinung ärgerte, sie könnten sich kein neues Auto leisten.

An diesem Tag machte er sich Sorgen, was sie sagen würde, wenn er Sofia mit nach Hause brachte. Sie hatte neben dem Auto geschlafen, als er kam. Zuerst hatte er geglaubt, es sei eins der vielen Kinder, die auf der Straße lebten und die sein Auto häufig mit einem schmutzigen Lappen wuschen in der Hoffnung, Doktor Raul könnte sich erweichen lassen und einen Geldschein herausrücken. Er grub schon mit einer Hand in einer Tasche, als er Sofia erkannte, seine ehemalige Patientin, die dort neben dem Hinterrad saß. Sofia, die er kürzlich in ihr Dorf außerhalb von Boane gebracht hatte. Er blieb mit gerunzelter Stirn stehen, da er verstand, dass etwas geschehen war. Im selben Augenblick war es, als ob sie ihn gehört hätte oder als ob sie ahnte, dass er da war, und sie schlug die Augen auf. Doktor Raul tat, was er so viele Male getan hatte, als sie noch in ihrem Krankenhausbett lag. Er hockte sich vor sie hin. »Was ist passiert?«, fragte er. »Ich konnte nicht zu Hause bleiben«, antwortete Sofia.

Doktor Raul ließ ihre Antwort auf sich wirken. Warum hatte sie nicht zu Hause bleiben können? Das klang merkwürdig in seinen Ohren. Die afrikanische Familie verstieß nie jemanden, wie arm die Familie auch sein mochte oder wie entfernt verwandt die Person auch sein mochte, die ihren Platz am Feuer verlangte.

Schließlich tat er das Einzige, was ihm zu tun blieb. Er setzte sich neben Sofia und lehnte den Rücken gegen das Auto. »Erzähle«, sagte er. »Erzähl mir, was passiert ist.« Sofias Worte kamen abgehackt, als ob sie sie unter großen Schmerzen hervorpresste.

Sie erzählte von Isaias, wie er aus der Dunkelheit gekommen war und wie er ihr eines Tages den Besen aus der Hand gerissen hatte, sodass sie umgefallen war. Doktor Raul hörte zu und wusste, dass vermutlich stimmte, was sie erzählte. Natürlich konnte sie übertreiben, das taten Kinder oft. Nicht zuletzt arme Kinder, deren einziger Überfluss darin bestand, dass sie ihr Elend übertreiben konnten. Es war auch nicht das erste Mal, dass er eine Geschichte wie Sofias hörte. Sie teilte ihr Erlebnis mit unzähligen anderen Kindern. Er dachte, das Schlimmste an der Armut war, dass sie die Menschen zwang etwas zu tun, was sie nicht wollten. Lydia brauchte wohl einen Mann, der ihr half. Aber wenn der Mann da war, musste sie gehorchen. Und oft wollten die Männer nichts von den früheren Kindern der Frau wissen. Und das musste erst recht für ein Mädchen wie Sofia gelten, einem Mädchen, dem die Beine abgerissen worden waren, das sich nur auf Krücken vorwärts bewegen konnte. Er lauschte ihren Worten und begriff allmählich, was passiert war.

Sie war in die Stadt zurückgekehrt, weil sie nicht im Dorf bei ihrer Mutter bleiben konnte. Und der Einzige, an den sie sich wenden konnte, war der Arzt, der sie gesund gemacht hatte.

Sofia ist immer noch meine Patientin, dachte er. Und er konnte sie nicht einfach auf der Straße lassen. Dort würde sie bald untergehen. Dort würde sie schikaniert und gejagt werden, geschlagen und missbraucht von den anderen

Kindern und Erwachsenen, die auf den Straßen lebten. Ihre Krücken würden gestohlen werden und ihre Beine auch. Sie würden irgendwo anders in der Stadt auftauchen, auf einem Markt, wo sie zum Verkauf angeboten werden würden. Sofia würde hungern und sie würde krank werden, Krätze, Husten, Malaria könnte sie bekommen. Eines Tages würde sie tot unter einem schmutzigen Pappkarton liegen. Niemand würde wissen, wer sie war. Sie würde in einer der großen Gruben begraben werden, die regelmäßig am Rand der Friedhöfe ausgehoben wurden, Armengräber, in die die Körper geworfen wurden, ohne Särge, ohne Priester, ohne irgendetwas. Ungefähr wie man Abfall morgens in die Tonne vor seinem Haus wirft.

Er dachte an seine Frau Dolores und fragte sich, was sie sagen würde, wenn er mit Sofia nach Hause kam. Aber er hatte keine andere Wahl.

»Du kommst mit mir nach Hause«, sagte er, »und dann entscheiden wir, was zu tun ist.«

Sie erhob sich ohne ein Wort und setzte sich auf den Rücksitz.

Diesmal startete das Auto, ohne dass es angeschoben werden musste.

Doktor Raul wohnte in einem eingeschossigen Haus. Das Haus hatte einen kleinen Garten. Versteckt hinter einigen Bäumen ganz hinten im Garten war ein kleiner Schuppen, in dem sein Nachtwächter Sulemane wohnte. Oft, wenn Doktor Raul Probleme hatte, sprach er mit Sulemane, der alt und klug war. Er war kein guter Nachtwächter, denn er lag nachts, wenn er eigentlich hätte wachen sollen, bei der Pforte und schlief. Mehrere Male war es passiert, dass Doktor Raul ihn wecken musste, wenn er spät mit dem Auto heimkam. Dolores war böse auf ihn, weil er Sulemane nicht hinauswarf und einen Nachtwächter einstellte, der sich wenigstens wach hielt. Aber Doktor Raul wollte nicht auf Sulemane verzichten. Nicht zuletzt, weil er ihm oft kluge Ratschläge gab.

Als sie nach Hause fuhren, überlegte er, dass er mit Sulemane über Sofia sprechen sollte. Vielleicht wusste er, was nun zu tun war.

Doktor Raul ließ Sofia im Auto sitzen, während er ins Haus ging und Dolores erzählte, dass er eine seiner Patientinnen mitgebracht hatte.

»Sie hätte doch wohl im Krankenhaus schlafen können«, sagte Dolores. »Warum musstest du sie mitbringen?«

»Sie braucht ein Bad«, sagte Doktor Raul. »Sie ist so schmutzig. Ich glaube, du kannst dir gar nicht vorstellen, was für einen langen Weg sie auf ihren Krücken zurückgelegt hat.«

Dolores sagte nichts mehr. Doktor Raul ging hinaus und holte Sofia. Als Dolores sie sah, war sie nicht mehr so gereizt. Das Mädchen war wirklich sehr schmutzig. Und es sah müde und traurig aus.

»Armes Kind«, murmelte Dolores. »Warum muss das Leben nur so schwer sein?«

Sofia bekam zu essen. Doktor Rauls Kinder musterten sie abwartend.

Sofia war verlegen und schlug die Augen nieder. Das Essen schmeckte ungewohnt. Aber sie hatte großen Hunger. Sie war es nicht gewohnt, mit einem Eöffel zu essen. Normalerweise aß sie mit den Fingern. Aber sie dachte, es wäre das Beste, wenn sie sich genauso verhielt wie die anderen am Tisch.

Nach dem Essen ließ Dolores Badewasser ein. Als Sofia ins Bad kam, wurde sie ganz still. Noch nie hatte sie ein Badezimmer gesehen. Es war größer als die ganze Hütte im Dorf außerhalb von Boane. Glänzend und blank, mit fließendem Wasser, elektrischem Licht, Handtüchern, duftenden Seifen. Nirgends sah sie ein Feuer. Und trotzdem war das Wasser warm. Dolores zeigte ihr, was sie tun sollte, und ließ sie allein. Sofia zog sich aus, schnallte die Beine ab und hievte sich über den Rand der Badewanne, hinunter in das warme Wasser. Ihr schien, dass sie noch nie etwas so Schönes erlebt hatte. Sie schloss die Augen und dachte ans Meer, das sie einmal gesehen hatte. Das Salzwasser war nicht so warm gewesen. Trotzdem stellte sie sich vor, sie läge im Meer und schaukelte auf den Wellen. Ohne dass sie es merkte, schlief sie ein. Als Dolores ins Badezimmer schaute, schlief Sofia. Ihr Kopf ruhte an dem gekachelten Rand. Dolores betrachtete sie. Die Beinstümpfe waren deutlich im Wasser zu sehen. Dolores schüttelte den Kopf und weckte Sofia vorsichtig.

»Du hast geschlafen«, sagte sie. »Wasch dich, solange das Wasser noch warm ist.«

Hinterher, nachdem Sofia sich abgetrocknet und die Beine angelegt hatte, kam Doktor Raul sie holen.

»Jetzt musst du schlafen«, sagte er. »Morgen reden wir darüber, wie es weitergehen soll.«

»Ich kann nicht bei Lydia bleiben«, wiederholte Sofia.

Doktor Raul nickte.

»Darüber reden wir morgen«, sagte er. »Nicht jetzt.«

Sofia lag in einem Bett. Es stand in Doktor Rauls Arbeitszimmer. Ein Zimmer voller Bücher und mit einem Tisch voller Papiere und Zeitungen. Durch das Fenster fiel Licht von einer Straßenlaterne. In der Ferne konnte Sofia Stimmen hören. Das waren Dolores und Doktor Raul, die sich unterhielten. Es gab ihr Geborgenheit. Auch wenn sie allein war in dem Zimmer mit all den Büchern, gab es Menschen in der Nähe. Sie schloss die Augen und schob alle Gedanken beiseite. Bald schlief sie.

Dolores und Doktor Raul tranken Kaffee und unterhielten sich darüber, was mit Sofia geschehen sollte. »Sie muss wieder nach Hause«, sagte Dolores. »Wir können ihre Probleme nicht lösen.«

Doktor Raul wusste, dass seine Frau Recht hatte. Aber gleichzeitig bezweifelte er, dass Sofia seinen Rat befolgen würde. Sie war den weiten Weg von Boane gekommen, sie war in der unerträglichen Hitze vorwärts gehüpft auf ihren Krücken und hatte nicht aufgegeben. Und er begriff, dass die Kraft, die in ihr war und die ihr geholfen hatte zu überleben, dass diese Kraft sich jetzt weigerte, mit einem Stiefvater zu leben, der sie auslachte, wenn sie hinfiel, und dass diese Kraft viel größer war, als er geahnt hatte. Doktor Raul stellte die Kaffeetasse hin.

»Ich werde mit Sulemane reden«, sagte er.

»Einige Tage kann sie bleiben«, sagte Dolores, »aber nicht länger.«

Sulemane saß bei der Pforte und reparierte seine Schuhe. Sein schwarzes Gesicht war kaum zu erkennen in der Dunkelheit. Doktor Raul hatte einen Gartenstuhl mitgenommen und setzte sich. Der Abend war mild. Doktor Raul erzählte Sulemane von Sofia, während Sulemane unbeeindruckt seine Schuhe reparierte. Die Stiefelsohlen hatten sich gelöst. Sulemane hatte einen Hammer und schlug die kleinen Nägel fest. Doktor Raul wunderte sich, dass er in der Dunkelheit überhaupt etwas sehen konnte. Nachdem Doktor Raul verstummt war, saßen sie still da. Nur Sulemanes Hammer war zu hören. Doktor Raul wusste, dass Sulemane erst einmal über das nachdachte, was er gesagt hatte. Erst wenn Sulemane sich eine eigene Meinung gebildet hatte, würde er antworten. Eine Stunde verging. Sulemane nagelte seine Sohlen, Doktor Raul wartete.

Als die Schuhe fertig waren, sprach Sulemane. »Ihre Mutter wird sie eher oder später abholen«, sagte er. »Bis dahin können wir vermutlich gar nichts tun.« »Wie lange dauert das?« »Eine Woche. Oder einen Monat.« »Aber so lange kann sie nicht bei uns wohnen.« Ein neues Problem war entstanden. Sulemane dachte nach, Doktor Raul wartete.

»Sie könnte bei meiner Schwester Hermengarda wohnen«, sagte Sulemane schließlich. »Meine Schwester hat zwischen der Kirche und dem Gemüsemarkt ein Haus.« Das ist ein guter Vorschlag, dachte Doktor Raul.

Der Markt war gar nicht weit entfernt. Wenn Sulemane sagte, Sofia könnte bei seiner Schwester wohnen, dann war das auch so.

»Ich werde natürlich für sie bezahlen«, sagte Doktor Raul.

Sulemane gab keine Antwort. Doktor Raul wusste, dass er jetzt darüber nachdachte, wie viel Geld seine Schwester bekommen müsste. Und das würde Sulemane am Morgen danach erhalten. Doktor Raul kehrte in sein Haus zurück und erzählte Dolores, was Sulemane gesagt hatte.

»Vielleicht holt sie ihre Tochter ab«, antwortete Dolores.

»Hoffentlich hat Sulemane Recht.«

»Er irrt sich selten«, sagte Doktor Raul.

Sie gingen schlafen. Bevor sie die Lampen in ihrem Haus löschten, ging Raul in sein Arbeitszimmer. Sofias Kopf war schwarz auf dem weißen Kissen. Eine Weile stand er da und betrachtete sie, während sie schlief. Dann legte er sich in sein eigenes Bett.

»Ein sonderbares Mädchen«, sagte Dolores.

»Wer ihr begegnet ist, vergisst sie nie«, sagte Doktor Raul. »Ich weiß auch nicht, woher das kommt.«

Sofia zog zu Sulemanes Schwester Hermengarda. Das Haus war klein und viele Menschen wohnten darin. Für Hermengarda kam es auf eine Person mehr in der Familie auch nicht an. Sie war groß und kräftig und verkaufte lebende Hühner auf dem Markt. Jeden Morgen in der Dämmerung erwachte Sofia von einem mächtigen Gegacker vor dem Haus. Dann stand Hermengarda draußen und feilschte mit den Händlern. Sofia teilte das Bett mit einem Mädchen, das Louisa hieß. In Hermengardas Haus gab es kein Badezimmer. Trotzdem fühlte Sofia sich dort heimischer als bei Doktor Raul. Sie half beim Waschen und Putzen und passte auf die jüngsten Kinder auf. Dabei vergaß sie nicht, an ihre Zukunft zu denken. Sie wohnte nur vorübergehend bei Hermengarda, das durfte sie nicht vergessen. Im tiefsten Innern hoffte sie, dass Lydia bald vor Hermengardas Haus stehen und ihr sagen würde, dass Isaias fort war und sie wieder nach Hause kommen könnte. Aber sie merkte auch, dass sie wütend war auf Lydia. Es war, als ob Lydia sich gegen sie entschieden und einem Mann den Vorzug gegeben hatte, der bösartig war und ihr nie helfen würde. Und sie machte sich Sorgen wegen Alfrede, der ganz allein war.

Wenn ich nur Maria hätte, dachte sie, mit der könnte ich reden. Jetzt habe ich nur das Feuer in Hermengardas Herd. Muazena muss mir helfen.

An einem der ersten Tage fragte Hermengarda, ob Sofia irgendetwas besonders gern tat.

»Nähen«, antwortete Sofia sofort.

Hermengarda nickte.

»Das ist gut«, antwortete sie. »Ich will sehen, was ich machen kann.«

Am nächsten Tag weckte Hermengarda Sofia früh am Morgen, bevor noch die Männer mit den gackernden Hühnern gekommen waren.

»Zieh dich an«, sagte sie. »Beeil dich. Eine gute Freundin von mir hat ein Nähatelier. Sie hat mir versprochen, dass du zeigen darfst, was du kannst. Wenn sie feststellt, du bist tüchtig, dann darfst du bei ihr arbeiten. Du bekommst nichts bezahlt. Aber du wirst etwas lernen. Das ist wichtiger als Geld.«

Sofia befestigte die Beine und zog sich an, so schnell sie konnte. Hermengarda, die immer viel zu tun hatte, wartete schon ungeduldig auf der Straße. Als Sofia fertig war, machten sie sich eilig auf den Weg. Hermengarda ging so schnell, dass Sofia mit ihren Krücken fast laufen musste. Aber es war nicht weit. Bald blieb Hermengarda vor einem kleinen Haus stehen, das versteckt in einem verwilderten Garten lag. Das Haus war verfallen, die Dachrinnen waren abgefallen und die Steintreppe hatte Risse. Die Tür stand offen und Hermengarda rief nach einer Fatima. Eine Frau, genauso schwarz und genauso dick wie Hermengarda, kam hinaus auf die Treppe. »Hier bringe ich dir Sofia«, sagte Hermengarda. »Ich hab keine Zeit zu bleiben.«

Dann wandte sie sich an Sofia. »Du findest doch heute Nachmittag allein nach Hause, oder?« Sofia glaubte, sie würde es schaffen. Hermengarda verschwand und Sofia war allein mit Fatima, die auf der Treppe stand und ihr durch dicke Brillengläser entgegenblinzelte.

»Komm näher, damit ich dich sehen kann«, sagte sie. Sofia hüpfte vorsichtig auf ihren Krücken näher zu Fatima heran. Als sie die Treppe erreichte, drehte Fatima sich um und machte ihr gleichzeitig ein Zeichen, ihr ins Haus zu folgen. Mit Hilfe der Krücken arbeitete Sofia sich die Treppe hinauf.

Als sie in das Haus kam, war es, als beträte sie eine ganz andere Welt. Das Haus war voller Vögel. Überall hingen Käfige, große, kleine, viereckige, runde; Käfige aus Holz, aus Gras, aus Stoff. Überall zwitscherten, riefen und schrien farbenprächige Vögel. Sofia blieb stumm auf der Schwelle stehen. Es gab auch Vögel, die frei im Zimmer herumflogen. Eine silberglänzende Taube setzte sich auf ihre Schulter und begann in ihrem Haar zu zupfen. Fatima war in einem angrenzenden Zimmer verschwunden, aber sie kam zurück um zu sehen, wo Sofia blieb. »Du hast doch hoffentlich keine Angst vor Vögeln?«, fragte sie. »Dann kannst du nicht bei mir arbeiten.« Sofia schüttelte den Kopf. Sie hatte keine Angst vor Vögeln. Sie war nur so überrascht ein Haus zu betreten, in dem mehr Vögel als Menschen wohnten. »Ich habe immer davon geträumt, eines Morgens mit Flügeln auf dem Rücken zu erwachen«, sagte Fatima. »Das wird wohl nie geschehen. Deswegen umgebe ich mich stattdessen mit Vögeln. Tausend Flügel, die flattern und schwingen und sich gegen graue und blaue Himmel erheben.« Sie gab Sofia ein Zeichen, ihr ins nächste Zimmer zu folgen. Es war groß und rund und hatte hohe Fenster. Noch nie war Sofia in einem so großen und hellen Raum gewesen. Mitten im Zimmer stand ein großer Nähtisch mit mehreren Nähmaschinen. An den Wänden waren Regale, in denen verschiedenfarbene Stoffe lagen. Und überall im Raum verteilt standen Puppen, so groß wie Menschen. Die Puppen, die Sofia mit starren Augen anschauten, waren mit Stoffen und halb fertigen Kleidern behängt. Fatima lachte.

»Wenn du genug geguckt hast, kannst du dich auf den Hocker da setzen«, sagte sie. »Und dann fangen wir an zu arbeiten.«

Sofia war es, als ob sie in Fatima eine Schwester von Muazena getroffen hätte. Obwohl sie jünger und dicker als Muazena war, schien sie doch die gleichen geheimnisvollen Kräfte zu haben, wie Muazena sie besessen hatte. Sie konnte Geschichten erzählen, sie konnte erklären, und die ganze Zeit nähte sie unablässig, auf die gleiche Weise, wie Muazena unablässig in der trockenen Erde gehackt hatte, um Pflanzen zu setzen oder Unkraut zu jäten. Während Sofia bei Fatima zwischen den Vögeln saß und Stoffe in Kleider verwandelt wurden, war ihr, als ob die Zeit stillstände.

Fatima war eine strenge Lehrerin. Sie wurde böse, wenn Sofia schlampig arbeitete oder nicht das tat, was Fatima ihr gesagt hatte. Aber Sofia fiel auf, dass sie niemals ihre Stimme erhob oder ohne Anlass seufzte oder stöhnte. Außerdem lobte sie Sofia, wenn sie etwas gut gemacht hatte.

Vor allen Dingen lehrte sie Sofia das Geheimnis der Nähnaedel.

Eines Abends arbeiteten sie weiter, obwohl es schon dunkel geworden war. Sie nähten an einem Brautkleid aus weißer Seide, das bis zum nächsten Tag fertig werden musste. Fatima hatte gesagt, Sofia könne bei ihr schlafen, wenn sie fertig waren. Sie hatte einen Jungen angestellt, der alle Vogelkäfige sauber machte. Ihn schickte sie mit der Nachricht zu Hermengarda, dass Sofia erst am nächsten Tag nach Hause kommen würde. Es wurde spät. Der Abend ging in die Nacht über, ehe das weiße Kleid endlich fertig war. Fatima nickte zufrieden und legte einen Arm um Sofias Schultern. »Schöner wird es nun nicht mehr«, sagte sie. Dann tranken sie draußen auf der Veranda Tee. Die Vögel in ihren Käfigen waren still, durch das Schweigen strich ein schwacher Wind.

Fatima und Sofia saßen nebeneinander auf einer Bank, die schaukeln konnte.

Sie balancierten die ungleichen gesprungenen Tassen in ihren Händen.

»Mir hat ein alter Mann das Nähen beigebracht«, sagte Fatima plötzlich. Ihre Stimme war leise, als ob sie die Stille um sie herum nicht stören wollte.

»Er hat mir beigebracht, dass sich alles im Leben um Nähte dreht«, fuhr sie fort. »Es sind Nähte, die alles miteinander verbinden. Zwischen Menschen gibt es unsichtbare Nähte. Unsere Erinnerung näht unsere Träume mit den Gedanken fest, die wir denken, wenn wir wach sind. Wenn man klug werden und lernen will Menschen zu mögen, muss man nähen. Du kannst deine Sehnsucht und deine Trauer auf ein Stück Stoff sticken und du merkst, alles wird leichter.«

Das sagte Fatima in jener Nacht zu Sofia. Und Sofia vergaß es nie. Schon am nächsten Tag begann sie zwei übrig gebliebene Stückchen Stoff zusammenzunähen. Das eine war Maria, das andere sie selbst. Sie stickte ein Muster aus verschiedenen Fäden, bis es den Namen Lydia bildete. Das bedeutete, dass sie Lydia vermisste. Sie nähte einen Weg hinein. Das bedeutete, dass sie jeden Tag darauf wartete, Lydia werde kommen und ihr sagen, Isaias sei weg und sie könnte nach Hause kommen.

Von diesem Abend an wusste sie, was sie in ihrem Leben machen wollte: nähen. Und als Fatima sie immer öfter lobte und ihr immer schwerere Aufgaben übertrug, begann sie daran zu glauben, dass sie die Arbeit schaffen würde.

Die Zeit verging. Lydia kam nicht. Jeden Abend hoffte Sofia, Doktor Raul würde an die Tür von Hermengardas Haus klopfen um zu sagen, dass Lydia im Krankenhaus nach ihr gesucht hatte. Aber er hatte nie etwas von Lydia zu erzählen. Sie kam nicht. Doktor Raul merkte, wie traurig Sofia war, und er sagte ihr, wie sehr er sich darüber freute, dass sie so gut nähen konnte. Sofia versuchte, nicht an Lydia, Alfredo und Faustino zu denken, obwohl es ihr schwer fiel. Sie hatte die beiden Stückchen Stoff, die Maria und sie selbst darstellten, mit nach Hause genommen. Wenn sie nicht einschlafen konnte, stand sie leise auf und nähte weiter im Schein der Straßenlaterne. Das half ein wenig. Alles wurde ein bisschen leichter. Aber die Sehnsucht war immer da. Warum kam Lydia nicht? Hatte sie vergessen, dass sie eine Tochter hatte, die Sofia hieß?

Die Regenzeit zog über die Stadt. Tage- und wochenlang regnete es ununterbrochen. Die Stadt war so voll Wasser, dass die Straßen kaum noch zu erkennen waren. Aber jeden Morgen ging Sofia zu Fatima ins Haus der Vögel. Und jeden Abend kehrte sie zu Hermengarda zurück.

Eines Abends, als es in Strömen goss, klopfte es an der Tür. Es war Doktor Raul. Sofia sprang von ihrem Stuhl auf. Endlich würde er erzählen, dass Lydia nach ihr gesucht hatte. Gespannt sah sie ihn an. Er stand mitten im Zimmer und der Regen tropfte von seinem Gesicht und aus seinen Kleidern.

»Heute hat ein Mann im Krankenhaus nach dir gefragt«, sagte er.

Sofia wurde es eisig kalt. Das musste Isaias gewesen sein. War er vielleicht gekommen um sie zu zwingen, nach Hause zurückzukehren?

»Es war ein alter Mann«, sagte Doktor Raul.

Sie sah ihn fragend an. Isaias war nicht alt. Wer könnte es gewesen sein?

»Sein Name war Totio«, sagte Doktor Raul. »Und er kommt morgen wieder. Er wird dich hier besuchen.« Totio? Der eine Nähmaschine besaß? Was könnte er von ihr wollen?

In dieser Nacht schlief Sofia schlecht. Und am nächsten Tag arbeitete sie so schlampig, dass Fatima fragte, ob sie krank sei. Aber Sofia wartete nur auf Totio. Sie konnte es kaum noch aushaken zu erfahren, was er wollte.

Und Totio kam.

Spät am Abend klopfte er an die Tür von Hermengardas Haus.

11.

Als Sofia den alten Totio im Regen vor Hermengardas Haus stehen sah, war sie so froh, dass sie fast selbst

überrascht war. Sie kannte Totio ja nur flüchtig. Trotzdem war er gekommen um sie zu besuchen. Sie versuchte an seinem alten, runzligen Gesicht abzulesen, was er wollte. Hermengarda bat ihn einzutreten und nicht draußen im Regen stehen zu bleiben. Aber Totio wollte nicht. Es war schon spät. Er wohnte bei Verwandten in einem entfernten Vorort und er hatte noch einen weiten Weg vor sich. »Ich wollte nur sehen, ob Sofia hier ist«, sagte er. Wenn es passte, wollte er sie gern morgen besuchen. Hermengarda erklärte ihm den Weg zu Fatimas Haus. Dann lüftete Totio seinen alten zerschlissenen Hut und verschwand in der Dunkelheit. »Wer war das?«, fragte Hermengarda. »Totio«, antwortete Sofia. »Er hat eine Nähmaschine.« Sie war fast böse auf ihn, weil er nicht gleich erzählt hatte, warum er sie treffen wollte. Die lange Reise in die Stadt würde er doch nicht machen, nur um sie zu fragen, wie es ihr ging. Es konnte auch nicht sein, dass Lydia ihn geschickt hatte. Sie kannten einander ja kaum. Sofia schlief unruhig und träumte, Totio habe sich im Regen in der Stadt verlaufen und würde nie wiederkommen. Als sie in der Dämmerung erwachte, regnete es immer noch. Aber wie immer hatte Hermengarda es eilig. Sie schimpfte mit Sofia, weil sie so langsam war. Sofia zog sich eine Plastiktüte übers Haar, wickelte eine alte Capulana um ihren Körper und hüpfte davon durchs tiefe Wasser, das in den Straßen stand. Mehrere Male wurde sie von unvorsichtigen Autofahrern bespritzt. Als sie Fatimas Haus erreichte, wartete dort eine Überraschung auf sie. Totio war schon da. Er stand im Schutz eines Baumes. Sofia dachte, Fatima werde nichts dagegen haben, wenn ein Mann, der auch eine Nähmaschine besaß und die Geheimnisse von Fäden und Stoffen kannte, sie besuchte. »Onkel Totio soll nicht hier draußen im Regen stehen«, sagte sie. »Wir gehen hinein.«

Sofia schob die Tür auf und sie traten ein. Überall flatterten, piepsten und zwitscherten Vögel. Totio verstummte genau wie sie, als sie das erste Mal Fatimas Haus betreten hatte. Verwundert sah er sich um. »A phsi nyenhana a ku shonga« (»Was für hübsche Vögel.«), sagte er. »Ina« (»Ja.«), antwortete Sofia und lächelte. Fatima war gerade dabei, den Stoff für eine Bluse zuzuschneiden, als Sofia mit Totio eintrat. Sie begrüßten einander und begannen sofort zu reden. Fatima sagte, er solle die nassen Sachen ausziehen und eine Decke um den Körper wickeln. Aber Totio sagte, es mache nichts. Nur seinen alten zerschlissenen Hut wischte er sorgfältig ab und legte ihn vorsichtig auf einen Stuhl. Den ganzen Tag saß er dann auf dem Stuhl neben dem Hut und verfolgte Sofias Arbeit. Immer noch hatte er nicht gesagt, warum er gekommen war. Sofia wusste, dass sich alte Menschen oft Zeit ließen, Fragen zu stellen oder eine Neuigkeit zu berichten. Da Totio nun gekommen war, konnte sie auch warten. Aber als es Nachmittag geworden war und er nichts anderes getan hatte, als ihre Arbeit mit Blicken zu verfolgen, wurde sie ungeduldig. Warum sagte er nichts?

Es sah so aus, als ob er besonders daran interessiert sei, sie auf einer von Fatimas Maschinen nähen zu sehen. Sie war stolz, dass sie nicht einen einzigen Fehler machte an dem Tag, als Totio da war.

Sie waren schon dabei, die Arbeit des Tages zu beenden, als Totio zu sprechen begann. Fatima war in der Küche verschwunden und klapperte mit Töpfen, als Sofia plötzlich seine Stimme hörte.

»Jetzt weiß ich, dass du nähen kannst«, sagte er. »Du hast schon gelernt mit einer Nähmaschine umzugehen. Ich bin hergekommen um das zu sehen.« Sofia saß mit den Händen im Schoß da und hörte zu. »Ich bin alt geworden«, fuhr Totio fort. »Meine Sehkraft lässt nach und ich will nicht so schlechte Nähte nähen, dass sich die Kunden beklagen. Darum habe ich beschlossen aufzuhören. Fernanda und ich wollen zurück nach Mueda ziehen. Jetzt bin ich hergekommen um dich zu fragen, ob du meine Hütte und die Nähmaschine übernehmen möchtest.«

Sofia meinte sich verhöhrt zu haben. »Ich habe kein Geld, um dich zu bezahlen«, sagte sie. »Ich hatte gedacht, du könntest uns welches schicken, wenn du etwas übrig hast«, sagte Totio. »Wir Alten brauchen nicht so viel.«

Sofia überlegte immer noch, ob da etwas war, was sie nicht verstanden hatte. Meinte Totio, sie solle seine Nähmaschine bekommen? Dass sie die Arbeit als Näherin und Schneiderin in dem Dorf außerhalb von Boane übernehmen sollte? Sie, die noch nicht einmal dreizehn Jahre alt war?

Totio verstand, dass sie erstaunt war. »Ich habe diese lange Reise nicht gemacht um etwas zu sagen, was nicht stimmt«, fuhr er fort. Sofia begriff, dass er meinte, was er sagte. Die Gedanken flatterten in ihrem Kopf herum wie die Vögel in Fatimas Haus.

»Ich kann nicht«, sagte sie. »Warum kannst du nicht?«

Sofia erzählte von Isaias. Und warum sie zurückgekehrt war in die Stadt. Totio nickte langsam und lange, nachdem sie verstummt war.

»Ich verstehe, dass es schwer wird«, sagte er. »Aber bedenke, dass du Fernandas und meine Hütte übernehmen kannst. Du wirst arbeiten und dich allein versorgen. Du brauchst Isaias nicht zu begegnen, wenn du nicht willst.«

»Niemals«, sagte Sofia. »Vielleicht. Das entscheidest du selbst.« Er stand mühsam auf und setzte sich den alten Hut auf. Durch die zerschlissene Krempe stach sein graues Haar. »Ich habe gesehen, dass du nähen kannst«, wiederholte er. »Du musst noch viel lernen. Aber jetzt kann ich zurückkehren und Fernanda sagen, dass Sofia die Nähmaschine übernehmen kann. Jetzt ist der Heimweg leichter.« Er kam zu ihr, stellte sich neben sie und legte eine Hand auf ihre Schulter.

»Du sollst nicht in dieser Stadt bleiben«, sagte er. »Du bist nur zu Besuch. Du gehörst ins Dorf. Jetzt weißt du, dass da etwas ist, wohin du zurückkehren kannst. Komm in einigen Wochen. Lass dir nicht zu viel Zeit.«

Dann ging er.

Sofia stand am Fenster und sah ihn im Regen verschwinden. Wahrscheinlich hat Muazena ihn mir geschickt, dachte sie.

Sie drückte das Gesicht gegen die beschlagene Scheibe. In diesem Augenblick vermisste sie Maria mehr denn je.

Plötzlich stand Fatima an ihrer Seite. Sofia hatte sie nicht kommen hören.

»Bist du froh oder traurig?«, fragte Fatima. »Nach dem, was er gesagt hat?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Sofia.

»Ich habe nicht alles gehört«, sagte Fatima. »Aber ich gebe ihm Recht, du kannst gut nähen. Ich finde, du solltest in das Dorf zurückkehren. Dort bist du zu Hause. Nicht hier.«

In dieser Nacht saß Sofia zusammengekauert in einer Ecke des Bettes in Hermengardas Haus und dachte darüber nach, was Totio gesagt hatte. Sie sah sich schon auf der Bank im Schatten, wie sie eifrig die schwarze Nähmaschine trat. Der Faden würde sich abspulen, die Nadel ihre geraden, gleichmäßigen Nähte nähen, Kunden würden zufrieden nicken und andere würden Schlange stehen. Aber das Bild verschwand, sobald sie an Isaias dachte. Wie konnte sie im selben Dorf wie Lydia wohnen, da sie sich gegen Sofia entschieden hatte, ihre eigene Tochter, und einem Kerl den Vorzug gegeben hatte, der *Tontonto* trank? Es würde so schwer werden, dass es die Freude über Totios Nähmaschine dämpfen würde. Ihr fiel ein, was Muazena vor langer, langer Zeit gesagt hatte: Ohne deine Familie bist du nichts.

Das hatte sie gesagt. Und Sofia wusste, dass es stimmte. Wie enttäuscht sie auch von Lydia war, der Verlust war größer. Jeden Tag hatte Sofia Sehnsucht nach ihr.

Die Tage vergingen, ohne dass Sofia sich entscheiden konnte, was sie wollte. Fatima fragte sie, aber sie antwortete ausweichend und hockte über ihrer Arbeit. Am Sonntag ging sie zu Doktor Raul und Dolores. Sie freuten sich sie zu sehen. Sofia erzählte von Totios Besuch. Aber als sie zu dem Schweren kam, als sie von ihrer Sehnsucht nach Lydia hätte erzählen müssen, brach sie jäh ab. »Wann fährst du nach Hause?«, fragte Doktor Raul. »Wenn du dich traust noch einmal mit mir zu fahren, bringe ich dich hin.« »Ich weiß nicht«, antwortete Sofia. »Sag einige Tage vorher Bescheid«, sagte Dolores. »Ich glaub, ich habe Lust mitzukommen.« Sofia kehrte zu Hermengardas Haus zurück. Sie war böse auf sich, weil sie geschwiegen hatte. Aber sie war auch auf Doktor Raul und Dolores böse, weil sie nicht begriffen hatten, wie schwer es war, nach Hause ins Dorf zurückzukehren und zu wissen, dass ihre Familie dort war, ohne dass sie sie besuchen konnte.

Es geht nicht, dachte sie. Totio wird es leid, auf mich zu warten. Er wird die Nähmaschine jemand anders geben.

Es wurde Montag. Sofia erwachte und hörte den Regen auf das Blechdach trommeln. Sie zog das Laken über den Kopf und wollte nicht aufstehen. Sie hörte Hermengarda draußen in der Küche und wusste, dass sie bald hereinkommen und mit ihr schimpfen würde, weil sie noch nicht aufgestanden war und sich angezogen hatte. Dann hörte sie ein Klopfen an der Tür und wie Hermengarda »Herein« rief. Sofia dachte, es sei einer der Hühnerverkäufer, der sein Geld wollte. Sie hielt sich die Ohren zu, um die gackernden Hühner nicht hören zu müssen. Sie presste die Augen fest zusammen und versuchte wieder einzuschlafen.

Da packte jemand das Laken, das sie über ihrem Kopf fest hielt. Das war natürlich Hermengarda, die mit ihr schimpfen wollte.

Aber es war nicht Hermengardas Hand, das merkte sie. Sie schlug die Augen auf und zog das Laken vom Gesicht. Sie sah genau in Lydias Augen.

Es war kein Traum. Es war wirklich Lydia. Sie lächelte. Und die Zähne, die ihr ausgefallen waren, waren immer noch weg.

»Sofia«, sagte Lydia. »Bist du es wirklich?« Sofia nickte.

Lydia setzte sich auf den Fußboden neben das Bett. Sie hatte Faustino mitgebracht. Er lag auf ihrem Rücken und wimmerte. Sie gab ihm die Brust. Sofia rutschte auf den Fußboden und schnallte die Beine an. Dann zog sie sich an.

Faustino schlief wieder ein. Lydia hielt ihn Sofia entgegen und sie nahm ihn in die Arme. Ihr war, als sähe er Alfredo ähnlich.

»Du kannst wieder nach Hause kommen«, sagte Lydia. »Isaias ist nicht mehr da.«

Sofia hielt Faustino in den Armen und hörte zu, was Lydia zu erzählen hatte.

»Isaias war kein guter Mann«, sagte sie. »Er hatte viele Wörter. Aber sie sagten etwas anderes, als was er tat. Letzte Woche ist er bei Senhor Padre, José-Maria, eingebrochen und hat einen Kasten mit Geld gestohlen. Jemand hat ihn gesehen, aber er stritt alles ab, als die Polizei aus Boane ihn verhörte. Alfredo hat den Kasten mit Geld gefunden. Isaias hatte ihn hinter dem alten Hühnerstall vergraben. Als Alfredo mit dem Kasten kam, musste Isaias gestehen, dass er das Geld gestohlen hatte. Die Polizei hat ihn mitgenommen. Er weiß, dass er niemals zu uns zurückkehren kann, wenn er aus dem Gefängnis entlassen wird.«

Lydia hatte mit niedergeschlagenen Augen berichtet, als ob sie sich vor Sofia schämte, obwohl sie doch nur ein Kind war. Der Zorn und die Trauer, die Sofia bedrückt hatten, waren plötzlich fort. Jetzt tat ihr Lydia Leid, die so alt und müde geworden war, seit sie aus ihrem niedergebrannten Dorf hatten fliehen müssen. Nichts war mehr schwer. Jetzt konnte Sofia ins Dorf zurückkehren. Und sie konnte Totios Nähmaschine annehmen. Sie dachte, sie habe eine Frage an Muazena, die sie das nächste Mal stellen würde, wenn sie Muazenas Gesicht in den Flammen des Feuers sah. Sie musste fragen, warum lange Zeit verging, in der nichts geschah, in der alles dunkel und schwer war. Und dann geschah alles zur gleichen Zeit. Muazena hatte sicher eine Antwort für sie. »Ich hab gedacht, wir könnten Marias Grab besuchen«, sagte Lydia plötzlich. »Aber vielleicht kannst du nicht? Ich habe gehört, dass du eine Arbeit hast.« Sofia hatte noch nie daran gedacht, dass sie eines Tages Marias Grab besuchen würde. »Ich werde Fatima fragen«, sagte sie. »Wir können zusammen hingehen. Aber ich weiß nicht, wo Marias Grab ist.« »Wenn du zu dem großen Friedhof am Fluss findest, dann werde ich mich erinnern, wie man gehen muss, um zu Marias Grab zu kommen.«

Sie gingen zu Fatimas Haus. Lydia wollte nicht mit hineinkommen. Sie schämte sich wegen ihrer einfachen Kleider. Sofia ging hinein zu den Vögeln und fragte Fatima, ob sie zusammen mit ihrer Mutter das Grab ihrer Schwester besuchen dürfe. Fatima wurde fast böse darüber, dass Sofia fragte.

»Natürlich sollst du zum Friedhof gehen«, sagte sie. Sie gab Sofia auch ein wenig Geld, damit sie den weiten Weg durch die Stadt zum Friedhof nicht zu Fuß gehen mussten.

Dann beschrieb sie Sofia, wo sie einen Laster fand, der in die richtige Richtung fuhr.

Lydia schien sich vor der Stadt zu fürchten. Sie hielt sich nah bei Sofia und fürchtete sich vor den hohen Häusern, den vielen Autos und den Menschen, die es alle so eilig hatten. In einem umgebauten Jeep erreichten sie den Friedhof. Lydia dachte lange nach, ehe sie in die Richtung zeigte, in die sie gehen mussten.

Der Friedhof war sehr groß. Vor den hohen verrosteten Pforten, die an gesprungenen Zementpfeilern hingen, gab es kleine Häuser mit einem Kreuz dran. Dort standen Särge aufeinander gestapelt. An jedem Haus war der Name der Familie eingemeißelt, die hier ihre Toten verwahrte. Zu ihrer Verwunderung entdeckte Sofia, dass arme Menschen, die keine Wohnung hatten, in diese Sarghäuser eingezogen waren.

Sie schliefen oder bereiteten Essen zwischen den Särgen. Sofia schauderte bei dem Gedanken, dass sie einmal so arm sein könnte, dass sie zwischen Gräbern hausen müsste.

Sie gingen weiter und kamen zu langen Reihen von weißen Grabsteinen. Viele waren verwittert oder umgefallen. Zwischen trockenen Blumen und verrotteten Kreuzen huschten Eidechsen herum. Der Friedhof schien unendlich zu sein. Schließlich wurden die Abstände zwischen den Steinen größer und sie kamen zu einem ausgedehnten Gebiet, in dem nur einfache Holzkreuze daran erinnerten, wo die Toten begraben waren. Lydia blieb stehen und sah sich um. Dann gingen sie weiter. Erst am Rand des Friedhofs waren sie am Ziel.

»Hier ist es«, sagte Lydia und wischte sich mit dem Kopftuch den Schweiß von der Stirn.

Sofia sah sich um. Ein Grab konnte sie nicht entdecken. »Hier liegen viele zusammen begraben«, sagte Lydia. »Sie waren so arm wie wir. Aber hier ist es, ich weiß es.« Sie setzten sich in den Schatten eines hohen Baumes. Sofia versuchte sich vorzustellen, Maria sei irgendwo in der Nähe, begraben in der Erde. Gleichzeitig beschloss sie, Maria vom ersten selbst verdienten Geld ein Kreuz zu kaufen. Erst dann würde sie wirklich begreifen, dass Maria hier begraben lag.

Lydia begann ihren Körper langsam zu wiegen. Aus ihrem Mund kam ein lang gezogener klagender Laut. Sofia begann sich auch zu wiegen. Ohne dass sie wusste, wie es zuing, stieg auch aus ihrem Mund ein Klagen. Sie saßen viele Stunden zusammen und trauerten um Maria.

Erst als die Sonne hinter dem Horizont verschwunden war, sagte Sofia, dass sie an den Aufbruch denken müssten. Sie hatte gerade noch so viel Geld, dass sie mit einem Lastwagen zurückfahren konnten. In dieser Nacht schlief Lydia auf dem Fußboden in Sofias Zimmer. Sofia hatte ihr das Bett geben wollen. Aber Lydia war eigensinnig. Sie rollte sich auf einer Bastmatte neben dem Bett zusammen und schlief, während sie Faustino an ihren Körper presste. Am nächsten Morgen musste sie wieder gehen. José-Maria hatte ihr versprochen, dass sie mit einem Laster zurück ins Dorf fahren konnte. Sofia erklärte ihr, wie sie gehen musste, um zum Marktplatz zu gelangen, wo die Laster standen.

»Komm bald nach Hause«, sagte Lydia, als sie sich vor Hermengardas Haus verabschiedeten. Noch hatte Sofia ihr nicht erzählt, dass Totio sie besucht und gefragt hatte, ob sie seine Nähmaschine übernehmen wollte. Zuerst musste sie wissen, ob es nicht schon zu spät war. Dann würde sie in das Dorf außerhalb von Boane zurückkehren. Erst dann war es Zeit, Lydia alles zu erzählen.

Sie winkte Lydia nach und sah sie an einer Straßenecke verschwinden. Dann machte sie sich eilig auf den Weg zu Fatimas Haus, wo die Vögel, Stoffe und Garne auf sie warteten.

Sofia brauchte Totio nicht zu fragen. Er kam selbst in die Stadt um sie zu fragen, ob sie sich entschieden hatte. Das war ungefähr eine Woche nach Lydias Besuch. Diesmal brachte er Fernanda mit. Als Sofia gesagt hatte, dass sie die Nähmaschine gern übernehmen wolle, machte Fernanda vor Freude ein paar Tanzschritte. Die Vögel in Fatimas Haus flogen verschreckt in alle Richtungen. »Das müssen wir feiern«, sagte sie und nahm Totio den zerschissenen Hut ab, den er in der Hand hielt. »Das müssen wir feiern, indem wir dir einen neuen Hut kaufen.«

Totio sagte nichts. Aber Sofia hatte das Gefühl, er würde lieber seinen alten Hut weiter tragen, wie kaputt und schmutzig er auch sein mochte.

Sie beschlossen, dass Sofia noch einen Monat bei Fatima bleiben sollte. Dann sollte sie ins Dorf zurückkehren.

Sofias letzter Arbeitstag bei Fatima war zu Ende. Während der Zeit, in der sie sich selbst überlassen gewesen war, hatte sie eine kleine Decke für Fatima bestickt. Ein blaues Stück Stoff sollte den Himmel darstellen, dahinein hatte sie die Vögel gestickt, die in ihren Käfigen oder um Fatimas Kopf herumflogen. Als sie sich voneinander verabschiedeten, gab sie Fatima das Deckchen. Sofia war verlegen und schlug die Augen nieder, als sie ihr Geschenk überreichte. Fatima schaute es an und stieß einen Freudenruf aus.

»Wie schön es ist«, sagte sie. »Das wird mich immer daran erinnern, dass du einmal hier gearbeitet hast.« Dann nahm sie die Nadel aus der Nähmaschine, an der Sofia gearbeitet hatte.

»Nimm sie mit«, sagte sie und gab sie Sofia. »Dann wirst du dich an Fatima und all ihre Vögel erinnern.«

Am nächsten Tag kamen Doktor Raul und Dolores zu Hermengardas Haus und holten Sofia ab. Sie hatte Hermengarda versprochen, sie so oft wie möglich zu besuchen. Sie verließen die Stadt, einen Tag nachdem der Regen aufgehört hatte. Sofia saß auf dem Rücksitz und diesmal drehte sie das Fenster herunter und ließ den Wind über ihr Gesicht streichen. Jetzt hatte sie keine Angst mehr, nach Hause zurückzukehren.

Als sie ankamen, standen Lydia und Alfredo vor der Hütte.

Einen kurzen Moment lang war es, als ob Sofia darauf wartete, dass auch Maria ihr entgegenlaufen würde. Dann fiel ihr ein, dass es Maria nur noch in ihr gab.

Aber sie hatte ein Gefühl, als ob sie endlich zu Hause angekommen wäre.

12.

Sofia stand auf, bevor Lydia aufgewacht war. Vorsichtig kroch sie über Alfredo hinweg, nahm ihre Beine, die an der Wand lehnten, und schob sich hinter der Bastmatte durch die Türöffnung. Draußen war es noch dunkel. Sofia schnallte die Beine an, erst das linke, dann das rechte. Plötzlich fiel ihr ein, dass sie die Krücken in der Hütte vergessen hatte. Sie richtete sich auf, hielt sich an der Hüttenwand fest und bog die Bastmatte beiseite. Sie versuchte es so leise wie möglich zu tun, da sie verschwunden sein wollte, bevor Lydia erwachte. Sie tastete nach den Krücken. Dann ließ sie die Bastmatte zurückfallen und machte sich in der Dunkelheit auf den Weg. Noch hatte sich nicht der erste Lichtstreifen der Dämmerung am Himmel gezeigt. In der Nacht hatte es geregnet. Trotzdem war der Weg fest, und das erleichterte ihr das Gehen. Aber bald würde die Regenzeit kommen und die Dorfwege in sumpfigen Schlamm verwandeln. Sofia dachte daran, wie schwer es dann für sie werden würde vorwärts zu kommen. Die Krücken würden im Schlamm stecken bleiben, sie könnte dann leicht das Gleichgewicht verlieren. Sie hatte den offenen Platz vor der Schule erreicht. Dort bog sie nach rechts ab. In diesem Augenblick sah sie das erste rosa Morgenlicht am Himmel im Osten. Irgendwo in der Nähe krächte ein Hahn, eine Ziege antwortete mit Meckern. Es duftete immer kräftig, wenn es gerade geregnet hatte.

Sofia atmete die frische Luft tief ein, und das erinnerte sie an das Dorf, in dem sie einmal mit Maria, Muazena und Hapakatanda gelebt hatte.

Sie hatte das Versprechen nicht vergessen, das sie und Maria einander gegeben hatten. Eines Tages würde sie in das Dorf zurückkehren, in dem Muazenas und Hapakatandas Geister fortlebten und auf sie warteten. Doch sie

würde ohne Maria zurückkehren. Aber es würde ein Gefühl sein, als ob Maria dabei wäre.

Totio war schon wach und saß auf der Holzbank an der Nähmaschine, als Sofia auf ihren Krücken angehüpft kam. Sofia spürte eine schwache Unruhe. Vielleicht hatte er es sich anders überlegt?

Als sie herankam, nickte er ihr zu und machte Platz auf der Bank, sodass sie sich setzen konnte. Keiner sagte etwas. Verstohlen sah Sofia Totio an, der in Gedanken versunken zu sein schien. Die Nähmaschine war mit der braunen Holzhaube bedeckt. Aus der Hütte war Fernandas Schnarchen zu hören.

»Es kommt immer ein Tag, an dem sich das Leben ändert«, sagte Totio plötzlich. »Man weiß, dass es geschehen wird, trotzdem ist es eine Überraschung.« Er beugte sich über den Tisch und hob die Holzhaube ab. Dann strich er mit der Hand über die schwarze Maschine. »Fünfunddreißig Jahre lang habe ich auf dieser Maschine genäht«, sagte er. »Wie viele Meilen Garn das sind, die sich durch die Nadel und in Hosen, Kleider, Hemden und Mützen hinein- und wieder herausgeringelt haben, das weiß ich nicht. Aber der Faden schlängelt sich durch mein Leben. Und jetzt ist es vorbei.«

Sofia merkte, dass Totio traurig war. Bestimmt war es schwer, alt zu werden und nicht mehr arbeiten zu können. Aber sie fragte nicht, ob es so war. Sie sagte nichts. Die Sonne war schon aufgegangen.

Totio bückte sich und hob etwas auf, das unter der Bank lag, und gab es Sofia. Es war ein Viereck aus fester, weißer Pappe. Darauf hatte jemand geschrieben: Nähatelier. Inhaberin: Sofia Alface.

»Wenn du morgen kommst, ist das Schild angebracht«, sagte Totio. »Wenn du kommst, ist mein Schild weg. Und wir sind fort, Fernanda und ich. Die Hütte gehört dir. Und die Nähmaschine. Und alle Kunden.« Sofia merkte, dass ihr Herz schneller schlug. Sie begann vor Freude zu schwitzen.

So war es also. Sie sollte die Maschine und die Hütte übernehmen dürfen. Morgen.

»Vergiss nicht, dass nur zufriedene Kunden wiederkommen«, sagte Totio. »Unzufriedene Kunden kommen nur einmal und dann nie mehr.« »Ich muss noch so viel lernen«, sagte Sofia. »Ich auch«, antwortete Totio. »Man ist niemals vollendet.«

Das Schnarchen in der Hütte hatte aufgehört. Und dann kam Fernanda heraus. Sie gähnte und schlang die Capulana um ihren riesigen Körper.

»Ich möchte, dass du weißt, es war Fernandas Vorschlag«, sagte Totio. »Als ich spürte, dass meine Augen nachließen, sagte ich, ich wolle die Nähmaschine verkaufen. Aber Fernanda fand es besser, wenn du die Arbeit fortführst und uns hin und wieder Geld schickst.« Fernanda hatte sich auf die Bank gesetzt. Sofia war zwischen ihr und Totio eingeklemmt.

»Auf einer Nähmaschine soll man nähen«, sagte Fernanda. »Die soll man nicht verkaufen.«

»Ich weiß nicht, wie ich euch jemals danken soll«, sagte Sofia verlegen.

»Du sollst dich nicht bedanken«, sagte Fernanda. »Du sollst nähen.«

Sofia blieb den ganzen Tag bei Totio und Fernanda. Sie half ihnen packen. Früh am nächsten Morgen wollten sie aufbrechen.

Zuerst wollten sie mit all ihren Bündeln und Körben zur Hauptstraße gehen. Dann mussten sie einen Bus nehmen, der viele Tage unterwegs sein würde, ehe er das entlegene Mueda erreichte, wo sie einmal gewohnt hatten. Im Lauf des Tages kamen viele Menschen aus dem Dorf und verabschiedeten sich. Totio redete die ganze Zeit davon, was für eine tüchtige Näherin Sofia war. Zu ihr sollten sie gehen, wenn sie etwas genäht oder geflickt haben wollten. Am späten Nachmittag sagten sie einander Lebewohl. »Ich habe mit einem Jungen gesprochen, der wird die Nähmaschine heute Nacht bewachen«, sagte Totio. »Niemand wird sie stehlen.«

Dann gab es nichts mehr zu bereden. Fernanda streichelte Sofia die Wange, Totio gab ihr seine runzlige, aber kräftige Hand. Er hielt ihre Hand lange fest. Sofia hüpfte auf ihren Krücken heim. Ihr war klar, daß man sie sehr vermisst hatte.

Als sie zu Abend gegessen hatten, blieb Lydia sitzen. Sofia wusste, dass sie über etwas sprechen wollte. Das Feuer flackerte und Sofia sah Lydia ins Gesicht. Ihr kam es vor, als ob Lydia, die noch jung war, abgearbeitet und müde wirkte. Als ob sie schon alt geworden war, obwohl sie noch viel mehr Kinder zur Welt bringen konnte. »Ich habe nicht viele Wörter«, sagte sie. »Aber ich habe viele Gedanken. Als ich dich und Maria dort auf dem Pfad sah, dachte ich, mein Leben sei zu Ende. Alles ist mir genommen worden, mein Mann Hapakatanda, mein Dorf, meine Kinder. Aber du hast überlebt und jetzt hast du ein eigenes Haus und eine Nähmaschine. Du hast zwei neue Beine, und hier im Dorf spricht man respektvoll über dich. Ich glaube, Hapakatanda und Maria sehen dich. Und sie sind genauso stolz wie ich.« »Vergiss Muazena nicht«, sagte Sofia. »Sie war eine Zauberin«, sagte Lydia. »Vor ihr habe ich mich gefürchtet.«

»Ich nicht«, sagte Sofia. »Und Maria auch nicht.« »Ich möchte jedenfalls, dass du weißt, wie stolz ich auf dich bin«, sagte Lydia. »Durch dich ist mir eine Freude erhalten geblieben.«
So hatte Lydia noch nie zu ihr gesprochen. Es war ein fremdes und ungewohntes Gefühl. Aber es machte Sofia froh.

Lydia ging in die Hütte und legte sich schlafen. Da Sofia ihre Habseligkeiten schon gepackt hatte, blieb sie am Feuer sitzen. Bald hörte sie, dass Lydia eingeschlafen war. Sofia sah in die Flammen. Und jetzt traten alle Gesichter deutlich hervor. Da war Hapakatanda. Plötzlich konnte Sofia sich selbst als ganz kleines Kind sehen. Sie wurde hoch in die Luft geworfen und Hapakatanda zeigte ihr die Sonne. Da war Muazena, da war Maria. Sofia dachte, vielleicht war es gar nicht so wichtig, ob man lebendig oder tot war. Man gehörte auf jeden Fall zur selben Familie.

Jetzt verstand sie das Geheimnis des Feuers. Dort konnte sie alle wieder sehen, die zu ihr gehörten. Gleich, ob sie noch lebten oder tot waren, gleich, ob sie in der Nahe oder irgendwo weit weg wohnten. Im Feuer war alles bewahrt.

Sie wusste nicht, wie lange sie sitzen blieb. Mehrere Male legte sie Holz nach, damit das Feuer erneut aufflammte. Es war der letzte Abend, dass sie an diesem Feuer saß. Frühmorgens würde sie aufbrechen. Und am Abend würde sie ihr erstes eigenes Feuer entzünden. Es war ein großer Augenblick, ein wichtiger Augenblick. Sie betrachtete ihre Beine, ihre Freunde. Sie hatten noch einen weiten Weg vor sich, viele Tage, viele Mondumläufe.

Am nächsten Morgen stand sie früh auf. Lydia war schon wach. Verlegen sagten sie einander draußen vor der Hütte Lebwohl.

»Wir leben im selben Dorf«, sagte Sofia. »Zwischen uns ist kein großer Abstand.«

»Trotzdem fühlt mein Herz es so, dass du uns jetzt verlässt«, sagte Lydia. »Ich brauche Zeit, um mich daran zu gewöhnen.«

Zum Abschied gab sie Sofia einen Korb mit Tomaten. Sofia trug ein Bündel auf dem Kopf. Es war schwer das Gleichgewicht zu halten, weil sie gleichzeitig darauf achten musste, wo sie ihre Krücken aufsetzte. Aber es ging, wenngleich es einige Zeit dauerte.

Als sie ankam, sah sie als Erstes ein Schild, das am Baum neben der Hütte hing. Nähatelier. Besitzerin: Sofia Alface. Sie musste das Bündel vom Kopf nehmen und das Schild anschauen. Es glänzte im Sonnenlicht.

Sofia Alface, dachte sie. Das bin ich. Niemand anders. Nur ich.

An der Nähmaschine saß ein Junge. Er kam ihr entgegen und half Sofia das Bündel zu tragen. Sofia betrat ihr neues Haus. Fernanda hatte geputzt, alles war sauber und ordentlich gefegt. Sofia setzte sich auf das knarrende Bett und sah sich um. Außer dem Bett gab es nur noch zwei Stühle und einen wackligen Tisch. Aber das Dach war in Ordnung, es regnete nicht herein. Und die Strohände mussten erst im nächsten Jahr wieder gerichtet werden. Das ist Sofia Alfaces Haus, dachte sie. Sie, die Totios Nähmaschine übernommen hat.

Sie ging hinaus und setzte sich an die Maschine. Sie hob die Holzhaube ab. Dann holte sie eine Garnrolle hervor, befestigte sie undleckte am Fadenende. Schon beim ersten Versuch gelang es ihr, den Faden in das Nadelöhr einzufädeln.

Jetzt war sie bereit. Jetzt konnte sie mit der Arbeit anfangen. Sofort begann sie sich Sorgen zu machen, es könnten keine Kunden kommen.

Aber sie kamen. Und der Erste war José-Maria. Als Sofia ihn auf dem Weg entdeckte, war sie fast verlegen. Sie wusste nicht, was sie zu ihm sagen sollte. Vielleicht fand er, dass sie viel zu jung war, um eine eigene Nähmaschine zu besitzen?

Aber José-Maria war wie immer. Er schob sich die Brille in die Stirn und nickte ihr zu.

»Ich habe eine Hose, die muss geflickt werden«, sagte er. »Aber ich brauch sie schon morgen wieder.«

Er gab ihr ein in Zeitungspapier gewickeltes Paket. Sofia nahm das Papier ab und breitete die schwarze Hose aus. Sie sah, dass ein Saum aufgegangen war. Das war leicht zu reparieren.

»Ich kann es sofort machen«, sagte sie.

»Es reicht, wenn sie morgen fertig ist«, sagte José-Maria. »Bin ich dein erster Kunde?«

Sofia nickte und merkte, dass sie rot wurde.

»Ich glaube, du wirst es schaffen, Sofia«, sagte er. »Vergiss nur nicht, dass du auch weiter zur Schule gehen musst. Wenigstens so lange, bis du schreiben und rechnen kannst. Ich werde mit Philomena sprechen. Jeden Tag ein paar Stunden.«

Sobald er gegangen war, brachte Sofia seine Hose in Ordnung. Als sie die Maschine zu treten begann, hatte sie

Angst, sie könnte ihr nicht gehorchen. Vielleicht vermisste sie Totio? Aber nichts geschah, der Faden lief mit und die Nadel stach in den Stoff, wie sie es sollte. Als José-Marias Hose fertig war, konnte sie es nicht lassen, die Maschine zu streicheln, genau wie Totio es getan hatte.

Der Junge, der die Nähmaschine in der Nacht bewacht hatte, saß jetzt im Schatten eines Baumes. Die ganze Zeit betrachtete er Sofia. Als sie ihn ansah, wich er ihrem Blick aus. »Wer bist du?«, fragte Sofia, nachdem einige Stunden vergangen waren.

»Fabiao«, antwortete der Junge.

»Warum sitzt du hier, ohne etwas zu tun?«, fragte sie weiter. »Warum gehst du nicht in die Schule? Warum hütest du nicht die Ziegen? Warum sitzt du nur herum?« Fabiao gab keine Antwort. Er zuckte nur mit den Schultern.

Sofia fragte nicht mehr. In dem Augenblick kam eine Frau, die einen Rock geändert haben wollte. »Ich bin zu dick geworden«, jammerte sie. »Meine Kleider passen mir nicht mehr. Schau nur, wie dünn ich früher gewesen bin.«

Sofia verglich den Rock und die Frau, die vor ihr stand. Plötzlich konnte sie das Lachen kaum zurückhalten. Sie musste sich auf die Lippen beißen, um das Lachen einzusperren. Die Frau betrachtete sie verständnislos. »Kannst du nicht antworten?«, fragte sie wütend. »Totio hätte längst mit der Arbeit angefangen. Ich verstehe nicht, wie er seine Maschine einem Kind überlassen konnte.« »Ich werde es tun«, sagte Sofia.

»Wenn es nicht gut wird, bezahle ich nicht«, sagte die Frau.

»Es wird gut«, antwortete Sofia. »Morgen bin ich fertig.«

»Das glaube ich erst, wenn ich es sehe«, sagte die Frau und watschelte davon.

Als Sofia allein war, platzte das Lachen aus ihr heraus. Dann begann sie zu arbeiten. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Sofia breitete den Rock aus. Der Junge unter dem Baum war verschwunden. Stunde um Stunde arbeitete Sofia. Obwohl der Schweiß nur so floss, gönnte sie sich kaum eine Pause um Wasser zu trinken. Das Dorf döste in der Nachmittags hitze. Aber Sofia arbeitete. Die Nähmaschine lief. Der Junge, der unter dem Baum gesessen hatte, war immer noch verschwunden. Die Dämmerung nahte schon, erst da wusste Sofia, dass sie mit dem Rock fertig werden und dass sie es so gut machen würde, dass sogar der strenge Totio das Ergebnis anerkannt hätte. Jetzt konnte sie mit der Arbeit aufhören und sie erst am nächsten Morgen beenden. Sie legte den Rock zusammen und streckte den Rücken. Den ganzen Tag über hatte sie nichts gegessen. Sie ging in die Hütte und holte einige von den Tomaten, die sie am Morgen mitgebracht hatte. Als sie aus der Hütte trat, war der Junge zurückgekehrt. Er stand neben der Nähmaschine.

»Du darfst sie nicht anfassen«, rief Sofia.

»Das werde ich auch nicht tun«, antwortete der Junge, der Fabiao hieß. »Ich habe etwas für dich.«

Sofia stieß die Krücken fest in die Erde und hüpfte zur Bank und setzte sich.

Der Junge stand vor ihr. Er hatte einen Korb in der Hand. »Da ist ein Mädchen, das möchte, dass du ihr ein Kleid nähst«, sagte er. Er reichte ihr den Korb. Darin lag ein weißes Stück Stoff. Sofia befühlte den Stoff. Er war weich, fast wie Seide.

»Für wen ist das Kleid?«, fragte sie.

»Sie hat nicht gesagt, wie sie heißt«, antwortete Fabiao. »Aber sie hat mir das Geld schon im Voraus gegeben.« Er legte einige Scheine auf den Tisch neben die Nähmaschine.

»Ich muss aber wissen, wie groß das Mädchen ist«, sagte Sofia. »Ich kann kein Kleid nähen ohne zu wissen, wie groß es werden soll.«

»Es soll dir passen«, sagte Fabiao. »Sie hat gesagt, ihr seid gleich groß.«

Sofia war es plötzlich ganz komisch zu Mute. Sie legte den Stoff zurück in den Korb.

»Wer ist dieses Mädchen?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht«, sagte Fabiao. »Eine alte Frau hat mir den Stoff und das Geld gegeben.«

»Wann soll das Kleid fertig sein?«

»Vorm nächsten Vollmond.«

Sofia sah Fabiao lange an, bevor sie antwortete.

»Richte der alten Frau aus, dass ich ein weißes Kleid nähen werde«, sagte sie. »Ein weißes Kleid, das mir passen wird.«

Fabiao nickte und lief davon. Die Dämmerung senkte sich. Gedankenvoll zündete Sofia ein Feuer an. Sie war zu müde um etwas zu essen. Sie setzte sich nur auf ihre Bastmatte und sah in die Flammen. Die Holzhaube hatte sie über die Nähmaschine gestülpt. Niemand durfte Totios Nähmaschine stehlen.

Im Korb neben ihr lag der weiße Stoff. Jetzt wusste Sofia, dass Muazena zurückgekehrt war. Maria sollte das Kleid bekommen. Maria, die tot war und dennoch da war, in ihr oder tief drinnen im Feuer, das vor ihren Augen flackerte. Maria würde es immer dort geben. Ich werde das Kleid nähen, dachte Sofia. Ich werde es so schön machen, wie ich nur kann. Und einmal, wenn ich lange Zeit hart gearbeitet und genügend Geld verdient

habe, werde ich Lydia, Alfredo und Faustino nehmen und wir werden nach Hause in das Dorf zurückkehren, das die Banditen in jener Nacht vor so vielen Mondumläufen niedergebrannt haben. Vielleicht werde ich dann auch das Meer wieder sehen.

Sie saß lange am Feuer, tief versunken in den Flammen. Die Beine hatte sie abgeschnallt und an ihre Seite gelegt. Die tropische Nacht war mild. Die Grillen zirpten, weit entfernt bellte ein Hund. Der Sternenhimmel über ihrem Kopf war voll unbeantworteter Fragen. Dann verkroch sie sich mit der Nähmaschine und ihren Beinen in der Hütte, verschloss die Türöffnung mit der Bastmatte und legte sich zum Schlafen nieder.

Dort draußen erlosch langsam das Feuer.

Die Glut wurde immer schwächer.

Sofia schlief.

Auf einem Pfad in ihren Träumen kam Maria ihr entgegengelaufen.

Und die Nacht, die afrikanische Nacht, war still.